



Arge für Obdachlose

Kupfermuckn

Straßenzeitung von Randgruppen und sozial Benachteiligten

Ausgabe 183 | JUNI 2017 | 1 Euro bleibt den VerkäuferInnen | Achten Sie auf den Verkaufsausweis

2 Euro



LINZER FUSSBALLFIEBER

Die Straßenzzeitung Kupfermuckn ist ein Angebot zur Selbsthilfe für Wohnungslose und für Menschen an oder unter der Armutsgrenze. Unsere Zeitung versteht sich als Sprachrohr für Randgruppen und deren Anliegen. Der Zeitungsverkauf und das Schreiben bringen neben dem Zuverdienst das Gefühl, gemeinsam etwas geschaffen zu haben. Von Wohnungslosigkeit Betroffene bilden mit Mitarbeitern des Vereins »Arge für Obdachlose« in partnerschaftlichem Verhältnis die Redaktion.

Redaktion

Straßenzzeitung Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel. 0732/770805-13, kupfermuckn@arge-obdachlose.at, www.kupfermuckn.at

Projektleitung, Koordination, Layout, Fotos:

Heinz Zauner (hz), Chefredakteur
Daniela Warger (dw), Leitung Redaktion
Daniel Egger (de), Redaktion und Vertrieb
Walter Hartl (wh), Layout, Technik
Simon Grabner (sg), Zivildienstler

Redakteure: Angela, Anton, Anna Maria, August, Bertl, Christine, Claudia, Erich, Georg, Helmut, Johannes, Manfred R., Manfred S., Sonja, Ursula, Walter;
Freie Mitarbeiter: Gerald, Margit, Gabi;

Titelfoto (hz): Fußballspiel Blau-Weiß gegen LASK
Auflage: 36.000 Exemplare

Bankverbindung und Spendenkonto

Arge Kupfermuckn, Marienstraße 11, 4020 Linz
IBAN: AT46186000010635860, BIC: VKBLAT2L

Zeitungsabgabe in Linz, Wels und Steyr und Vöcklabruck

Menschen, die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben, können sich Montag bis Freitag zwischen 8 und 12 Uhr bei den Ausgabestellen melden und erhalten einen Verkäuferausweis. 50 Prozent des Verkaufspreises verbleiben den Verkäufern.

Arge für Obdachlose,
Marienstraße 11, 4020 Linz, Tel., 0732/770805-19
Soziales Wohnservice Wels, E 37,
Salzburgerstraße 46, 4600 Wels, Tel. 07242/290663
Verein Wohnen Steyr, B 29,
Hessenplatz 3, 4400 Steyr, Tel. 07252/50 211

Medieninhaber und Herausgeber

Vorstand des Vereines »Arge für Obdachlose«, Vorsitzende Mag.^a Elisabeth Paulischin, Marienstraße 11, 4020 Linz, www.arge-obdachlose.at



International

Die Kupfermuckn ist Mitglied beim »International Network of Street Papers« INSP
www.street-papers.com

LESERBRIEFE UND REAKTIONEN

Nachruf auf Susanne

Liebe Susanne! Ich durfte dich vor einigen Jahren im Linzer Obdachlosenheim B37 kennenlernen. Anfangs hatten wir nicht allzuviel Kontakt miteinander. Doch ein paar Jahre später änderte sich das fast schlagartig. Wir trafen uns einige Male in der FRIDA (Caritas-Einrichtung für wohnungslose oder von Wohnungslosigkeit bedrohte Frauen, Anm.) und kamen immer öfter zum Reden. Relativ schnell bemerkte ich. »Du bist anders als die meisten, die dort verkehren.« Nicht immer warst du zu einem Gespräch bereit. Doch dies konnte ich gut verstehen, da du sehr unter psychischen Problemen littest. Als Anita, eine Freundin von mir, dann auch noch bemerkte, dass du ihre Nachbarin warst, wurde die Freundschaft ein wenig besser. Doch du warst viel zu oft alleine, und so hast du eines Tages beschlossen, in eine Wohngemeinschaft des Vereins B37 zu ziehen. In den Klientenurlaub nach Italien bist du mitgefahren und lerntest dort unseren Freund Gandhi kennen. Euch verband in den letzten zwei Jahren so etwas wie eine tiefere Freundschaft. Ihr habt euch anfangs immer wieder einmal getroffen oder er hat dich im Krankenhaus besucht, wenn du mal wieder mit deinen Depressionen zu kämpfen hattest. Durch Gandhi erfuhr ich dann immer, was du so machst und vor allem, wie es dir geht. Plötzlich hörten wir, dass du abgänglich bist. Wir machten uns große Sorgen um dich. Das war im Herbst letzten Jahres. Diese Sorgen waren leider berechtigt, wie wir nun erfahren mussten. Du hast dir das Leben genommen, bist sozusagen freiwillig von uns gegangen. Noch schlimmer, du wurdest erst Monate nach deinem Ableben einsam in einem Waldstück gefunden. Einsam warst du in

den letzten Jahren, und einsam bist du aus dem Leben geschieden. Hoffentlich hast du wenigstens jetzt deinen Frieden gefunden, dort, wo du nun bist. »Mach es gut«, sagen dir deine Freunde! Vielleicht schaffen wir es, einmal nach Wien auf den Friedhof zu kommen, wo du beerdigt wurdest. In unseren Gedanken und Herzen wirst du weiterleben. »Tschüss Susanne«, sagen dir *Sonja, Mandi und Gandhi im Namen deiner wenigen Freunde, die du in Linz hattest*

Vorschlag

Hallo! Ich würde Ihnen Folgendes empfehlen: Wieso wird die Kupfermuckn nicht auch am Welser Lokalbahnstation verkauft? Es gibt eine Person, die sich dort permanent aufhält, die das finanziell auch nötig hätte, wie wir glauben, und ich glaube, dass auch genug Abnehmer gefunden werden würden. *Beste Grüße, August und Thomas Hutterer*

Supertramps - Führungen durch Wien

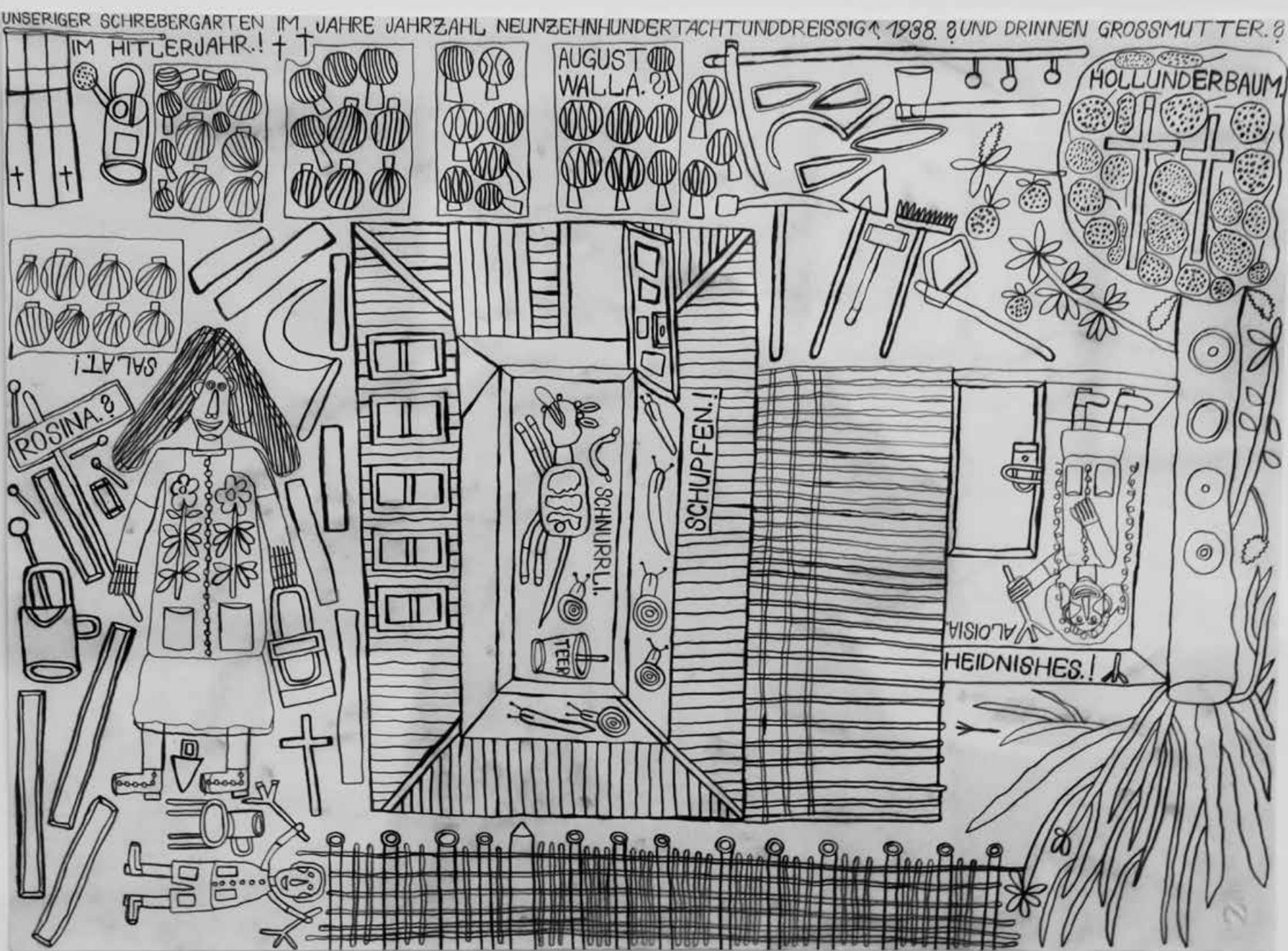
Liebe Kupfermuckn! Ich bedanke mich für Euer Interesse an unserer Initiative. Dies stellt auch eine positive Bestätigung des von uns eingeschlagenen Weges dar. Insbesondere erfreut war ich von Rückmeldungen im Rahmen meiner Führung. Gerade das Lob von Kollegen/Leidensgenossen, dass meine Tour »gut gemacht« sei, bedeutet mir tatsächlich einiges. Dies soll Aussagen »normaler« Gäste meiner Touren nicht abwerten, doch Lob seitens »verwandter Geister« ist für mich sehr wertvoll. Ich danke Euch für das gegebene Interesse und hoffe auf weitere Kontakte, *Ferdinand Kolar (Supertramps Wien)*

Achten Sie bitte auf den Verkäuferausweis



Liebe Leserinnen und Leser!

Bitte kaufen Sie die Kupfermuckn ausschließlich bei Verkäuferinnen und Verkäufern mit sichtbar getragenen und aktuellem Ausweis. Nur so können Sie sicher sein, dass auch wirklich die Hälfte des Ertrages der Zielgruppe zugute kommt. Das sind Wohnungslose und Menschen, die in Armut leben und ihren Lebensmittelpunkt in Oberösterreich haben.



Seelisch Kranke wurden im Dorf weggesperrt

Betroffene psychischer Erkrankungen erzählen über ihr Schicksal

Woran denkt der Mensch, wenn er sich in die Schlinge stürzt oder den Lauf des Revolvers in den Mund geschoben hat und abdrückt? Diesen letzten Moment des Lebens, der so einsam vor sich geht. Garantiert dieser Zeitraum die Befreiung von allen Lasten und Bürden und auch von Verantwortung für eine nun gescheiterte Existenz? Der Weg zum Suizid ist vielseitig. Ein Blackout, die Angst vor der Zukunft oder ein ärztlicher Befund können Auslöser dieser für alle unverständlichen Tat sein. Meine Feigheit oder rechtzeitige Vernunft verhinderte meinen Abschied von dieser Welt. Von heute aus betrachtet, lächle ich fast in Erinnerung an leicht gedankenlos ausgesprochene Worte oder gesponnene Gedanken.

Daher ersann ich mir in schlechten Zeiten und Momenten einen Schutz-Mechanismus. Dieser bestand darin, eine Nacht zu überschlafen und am nächsten Tag meine Entscheidungen zu treffen. Nichts zu tun, den Kopf in den Sand zu stecken, also die vielzitierte Vogel-Strauß-Politik zu betreiben bringt nichts. Tatsächliche Probleme bereiteten mir meine Schulden, die Spielleidenschaft und der übermäßige Alkoholgenuß – der psychische Druck war enorm und Depressionen standen an der Tagesordnung. Und just an einem sogenannten schrecklichen Tag mit Mahnungen, Forderungen und dem Besuch des Exekutors bei mir zu Hause packte mich ein Riesenzorn. Zorn auf mich, mein Waschplatten-Gehabe,

meine Feig- und Dummheit. Ich suchte am nächsten Tag Hilfe bei der Richterin des Bezirksgerichts Wels. Das Schuldenregulierungsverfahren, meine freiwillige und zeitliche begrenzte Sachwalterschaft, der Verzicht auf Alkohol und die Spielerei beendete meine Depressionen. Wenn es auch noch in den ärztlichen Gutachten aufscheint, ich sei Depressionen ausgeliefert, stimmt gar nichts von diesen Aussagen. Ich brauche seit einigen Jahren kein Medikament mehr dagegen, ich habe seit Jahren keinen Bedarf dafür. Ich setzte selbst die Medikation ab. Mir geht es gut genug, denn mein Weg in ein neues Leben ist von Erfolg gekrönt. Ich fühle mich fit genug dafür! So soll es hoffentlich nun bleiben. *Georg*



Aus der Ausstellung »Psycho Drawing« der Gugginger Psychiatriepatienten. Seite 3: »Landkartenbild« von August Walla; Bild oben: »Grüß Gott, Lieber Gott« von August Walla. Zu sehen noch bis 11. Juni im Kunstmuseum Lentos.

Immer wieder bewegte ich mich in die Spirale des Abgrunds

Ich kann wohl zu Recht behaupten, dass ich ein Fachmann für seelisches Leiden bin. Schon im Alter von 16 Jahren kam über mich der Schleier der Depression. Natürlich hatte es damals noch keine so bedeutende Tiefe oder einen Grad, an dem ich mit Freunden, Familie und Freundin nicht daran arbeiten hätte können, was ich auch gemacht habe. Aber in diesem Alter denkt man nicht, dass eine einzige Entscheidung dich dein Leben lang verfolgen und schließlich beinahe ins Grab bringen kann. Doch genau dieser eine Moment im Jahre 2012 zerriss mein Leben auf tragische Weise. Natürlich wurden mit der Zeit auch die Ansprüche, die an mich gestellt wurden, immer höher. Und da gibt es nur einen Weg durch: Entweder man hat das Selbstbewusstsein oder man geht irgendwann zugleich mit

der Verantwortung unter. Ich hatte mehr als genug Selbstbewusstsein, da ich mehr verdiente als alle anderen. Das hübscheste Mädchen und wohl auch das wohlhabendste der Stadt in meinen Armen habe ich als sicher betrachtet. Tja, man lernt erst etwas zu schätzen, wenn man es nicht mehr hat, sagen zumindest die intelligenten Leute und - verdammt-noch-eins - sie haben recht. Meine zweijährige Beziehung hatte ich damals als selbstverständlich angesehen. Ich war gerade erst 19 geworden und haderte mit meinen ersten inneren Dämonen. Am meisten Probleme machte mir die Arbeit. Ich hatte große Versagensängste, die mich auch noch in meinem Schlaf quälten. Anfangs war es nur ein kurzes Aufwachen in der Nacht, da ich dachte, irgendetwas in der Arbeit vergessen zu haben, was meine Kollegen dann gegen mich verwenden könnten. Doch ich erkannte erst in den letzten Jahren, dass ich damals schon unter einer Krise litt, die ich - wie gesagt - erst

vor kurzem durchschaute. Ich war ein Perfektionist, wollte immer und überall der Beste sein. Und verdammt - ich war der Beste über Jahre hinweg. Das Problem war nur, dass ich nicht wusste, dass ich auf einen Abgrund zutrieb. Ich hatte die bemerkenswerteste Frau in meinem Leben mit Drogen verscheucht. Drogen, die ich nicht mal im Geringsten brauchte. Da ich aber Angst hatte, sie zu verlieren, wenn sie erfahren würde, dass ich - ein Mann, der immer alles für sie, für ihre Familie, meinen Job getan hatte - nicht mehr als Vorbildfunktion fungieren konnte. So beging ich »personifizierten-Selbstmord«. Ich verletzte die Frau, die mir mehr als mein Leben lieb war, lieber, als dass ich ihr die Wahrheit erzählen konnte. Natürlich hatte auch keiner meiner damals noch richtigen Freunde Verständnis dafür und ich wurde sozusagen verbannt, was mich nur wieder in einer Spirale den Abgrund zutreiben ließ. Es war nicht schwer für mich, eine andere Partnerin zu finden, noch nicht einmal mit den Problemen, die ich in die nächste verlogene Beziehung mitnahm. Doch ehrlich gesagt, werde ich ihren Gesichtsausdruck niemals vergessen können, als wir auf der Couch in ihrem Elternhaus saßen, in dem Stockwerk, das wir extra für uns ausgebaut hatten, und ich ihr »wehtun musste« - wie sie behauptete. Damals aber war ich noch so naiv, an ein Happy-End zu glauben. Ein Jahr später heiratete ich eine Serbin. Ich war an diesem Tag so mit Heroin betäubt, dass ich wahrscheinlich auch einen Kebap-Mann zum Altar begleiten hätte können. Vor der Trauung hatte mein Vater gesagt, es sei noch nicht zu spät, wenn ich es mir anders überlegen wollte. »Vielleicht bekommst du deine alte Freundin ja wieder zurück«. Wenn ich es mit Sicherheit gewusst hätte, wäre mir einiges in diesem Leben erspart geblieben: Etliche Nervenzusammenbrüche, Drogen, Gewalt, Tod, Verrat und Schuld. *M.M. (Steyr)*

Ich begann Straftaten, an die ich keine Erinnerung hatte

In mir schlummert die Faszination und mein Interesse für Wissen von seelischen Krankheiten. Ein Beispiel ist die psychische Krankheit »Multiple Persönlichkeitsstörung«. Ich habe sehr viel darüber gelesen. Diese Krankheit ist echt ein Wahnsinn. Sie spaltet die Persönlichkeit. Es gab Fälle, da sind mehrere Personen daraus hervorgekommen. Solch eine Krankheit entwickeln meistens Opfer von sexuellem Missbrauch oder Misshandlungen. Solche Menschen können ihr Leid nach einiger Zeit nicht mehr ertragen, und in ihnen tritt ein Schutzmechanismus ihres Gehirnes auf, welche Teile des Erlebten abspaltet. Bei der Iden-

titätsstörung tritt die Kranke zu verschiedenen Zeiten als jeweils unterschiedliche Persönlichkeit auf. Die Persönlichkeiten unterscheiden sich durch verschiedene Charaktere. Sie sehen sich anders, sprechen, gehen und verhalten sich unterschiedlich. Ich kann das nun alles gut nachvollziehen. Ich hatte diese Zustände, wannimmer ich Schlaftabletten zu mir nahm. Da war ich genau das Gegenteil von dem Menschen, der ich normalerweise bin. Ich konnte mich aber am nächsten Tag an nichts erinnern. Ich begann Straftaten, an welche ich dann keine Erinnerung mehr hatte. Als ich im Gefängnis saß, habe ich erst dann die Gründe meiner Festnahme verstanden, als mir meine Sozialarbeiterin den Bescheid und das Vernehmungsprotokoll brachte. Denn ich konnte mich nicht daran erinnern, beziehungsweise hatte ich gar keine Erinnerungen mehr. Auch nicht an die Vernehmungen, denn zu dieser Zeit war ich unter Einfluss von Schlaftabletten. Als ich das las, konnte ich es nicht glauben, was da alles über mich geschrieben stand. Dort war die Rede von Sachen, die ich nie in meinem Leben machen würde. Es war für mich alles sehr unvorstellbar. Diese Tabletten spalteten bei jeder Einnahme mein Ich und machten aus mir eine Person ohne Gefühle. Sie verwandelten mich in eine Art Roboter mit einem kalten Herzen. Ich brauchte jahrelang, bis ich es schaffte, davon loszukommen. Und als ich öfters einen Entzug machte, bekam ich sogar epileptische Anfälle. Es war echt schrecklich. Letztendlich habe ich es doch geschafft, und ich bin froh darüber. Die Zeit, die ich im Schlaf verbrachte, bekomme ich leider nicht zurück, aber meine Würde schon. Das reicht mir. Auf jeden Fall ist nicht damit zu spaßen. Ich kann solche Kranke sehr gut verstehen, da ich vieles nachempfinden kann. Wenn es für mich so schwer war, von der anderen Person, die nicht ich war, loszukommen, wie ist es dann für Kranke, die mehrere Persönlichkeiten in sich besiegen müssen? Bestimmt ganz schwer. Aber es gibt Maßnahmen und Behandlungen, um solchen Menschen zu helfen. Gott sei Dank. Leider

gibt es Länder, in denen es anders abläuft. In Bali beispielsweise werden psychisch Kranke sogar von den eigenen Familien weggesperrt, weil die Menschen dort glauben, dass sie von Geistern und Dämonen besessen sind. Kranke, die an Schizophrenie leiden, werden in den Dörfern sogar angekettet. Gott sei Dank werden in unserem Land psychisch Kranke human und professionell behandelt. *Autorin der Redaktion bekannt*

Wenn man die Fäden verloren hat und sich nichts mehr zutraut

Schon wieder erwischte mich heuer im Sommer eine schwere Depression. Alles wurde beschwerlich, bald auch sinnlos. Die Hitze, die Welt im Argen, die Völkerwanderung, die Schreckensmeldungen über dieses und jenes. Wann immer ich alleine war, stieg mein Alkoholkonsum. Die Unregelmäßigkeiten wurden größer und der innere Druck gegenüber Verpflichtungen belastender. Das ist Seelenschmerz, wenn man die Fäden verloren hat, sich nichts mehr zutraut und vergessen hat, wozu man lebt. Das ist Seelenschmerz, sich selbst zu haben und sich zu fragen, was man eigentlich kann. Der Alkohol hat schon länger eine Rolle in meinem Leben gespielt, und immer wieder ging ich in die Falle hinein. Es gibt einen Punkt, wo der Teufelskreis so groß ist, dass man nicht mehr über den Tellerrand blicken kann. Wenn ich deprimiert bin, muss ich saufen, und wenn ich saufe, bin ich deprimiert. Sechs Monate habe ich das Chaos in meinem Zimmer mit Selbsthass angesehen. Ich war unfähig, etwas zu verändern. Angst und Unruhe machten sich breit, das Nichts wurde stärker bis zur Verzweiflung. Nochmals ging ich auf die Ambulanz. Ich hatte ein Bett auf der Entgiftungsstation. Der Termin half mir, gab mir Hoffnung. So war ich zwei Wochen stationär und wurde in der Zeit mit Antabus behandelt, welches allergisch auf Alkohol reagiert. Das lief ab zweitem Oktober dann für einen Monat so. Und nun nehme ich mein

Leben erneut in die Hand und hoffe, dass ich den Teufelskreis durchbrechen und mit neuer Energie ein halbwegs zufriedenes Leben führen kann. *Christine*

Mein Vater plante seinen »Abgang« aus dieser Welt

Mein Papa war ein Geschäftsmann. Er handelte mit Antiquitäten und das Geschäft lief sehr gut. Doch er hatte auch viel Stress. Ich half ihm, so oft ich konnte. In meinen Augen war mein Papa ein ehrlicher, tüchtiger Mann. Er hatte etliche LKWs sowie einen kleinen Bus. Bei Wohnungsaufösungen schaute er, ob Interessantes für ihn dabei war, und wenn ja, kaufte er diese Sachen. An Samstagen und Sonntagen fuhr er zusätzlich auf Flohmärkte. Das bedeutet, dass mein Papa kaum Zeit für sich und seine Familie hatte. Das hatte Folgen. Mein Vater hatte ein schönes Haus gemietet, er hatte eine wunderbare Frau an seiner Seite, die zu ihm hielt und ihn in allen Belangen unterstützte. Doch nach zwölf Jahren verliebte sich mein Vater in eine Kellnerin. Sie verbrachten einen gemeinsamen Urlaub in der Dominikanischen Republik. Aber in dieser Beziehung steckte der Wurm. Papa glaubte an die große Liebe. Für die Kellnerin war es nur eine kurze Episode, die sie schnell beenden wollte. Mein Vater suchte sie immer und immer wieder auf und irgendwann zerbrach er an ihrer Ablehnung. Er plante seinen »Abgang« aus dieser Welt und für ihn war klar, dass er seine Liebe mitnehmen würde. Papa fuhr mit der Kellnerin, der er noch einen wunderschönen Blumenstrauß gekauft hatte, zu einer Aussprache in den Wald. Zuerst erschoss er sie, anschließend tötete er sich selbst. Ein Jäger fand die beiden und verständigte die Polizei. Als diese in die Wohnung kamen, um mir die Todesnachricht zu überbringen, war ich nicht zu Hause. Sie riefen mich daraufhin an und baten mich, auf den Polizeiposten zu kommen. Dort erfuhr ich von der Tragödie. Ich wollte dies alles überhaupt nicht wahrhaben.





Bild oben: »Tigerkopf« von Johann Hauser. Bild Seite 7: »Haus mit Sternen und Friedhof« von Johann Hauser. Das autodidaktische Werk von Psychatriepatienten wird als »Art brut« bezeichnet. Fotos: hz

Meiner Mutter stellten sie viele Fragen. Die Polizei hatte Fotos vom Tatort auf dem Tisch liegen und eines davon zeigte meinen toten Vater. Ich wollte dieses Foto unbedingt haben, bekam es aber nicht. Ich bat meine Mutter, beim Bestatter anzurufen und zu ersuchen, dass ich vor dem Schließen des Sarges meinen Papa noch einmal sehen dürfte. Man verweigerte mir diesen Wunsch. Ein Herr meinte, ich solle meinen Vati lieber in guter Erinnerung behalten und nicht auf einen letzten Blick beharren. Ich würde den schrecklichen Anblick nicht mehr aus meinem Kopf bekommen. Für mich war das alles nur schlimm - die Begräbnisvorbereitungen aber auch das Weiterleben danach. Ohne Vater und mit diesen schlimmen Vorstellungen, das war sehr prägend für mein späteres Leben. *Karl Wurstmommel*

Dann hat die Seele die Möglichkeit, wieder aufzustehen

Es gibt wohl im Leben eines jeden Menschen seelische Schmerzen, manchmal schwere, psychische Belastungen, ja bisweilen auch arge, seelische Verletzungen, die der Seele empfindliche Wunden zufügen können. Wunden, die nur langsam verheilen und auch immer wieder aufzubrechen drohen, wenn man zu sehr an diese Stelle rührt. Im besten Fall bleiben an diesen Stellen unschöne Narben, die wohl bis zum Lebensende Zeugen dieser schweren psychischen Verletzungen sind. Auch in meinem Leben gibt es solche Erfahrungen, leider zur Genüge. Manchmal sind diese seelischen Verwundungen und die

Schmerzen der Seele so schwer, dass einem manchmal direkt fast der Lebenswille abhanden kommt, dass die Seele bildlich gesprochen am Boden liegt und gar nicht mehr aufstehen kann oder will. Wo man sich dann denkt: »Was hat das Leben denn überhaupt noch für einen Sinn?«, oder: »Wär's nicht g'scheiter, ich würde gar nicht mehr leben?« Manchmal ist es die Undankbarkeit, die der Seele weh tut, manchmal Liebe, die nicht erwidert wird (oder nicht mehr), manchmal kleinere oder auch größere Sticheleien, die ihr zusetzen. Fast am meisten schmerzt es die Seele, wenn man ihr zu verstehen gibt: »Du wirst nicht (mehr) gebraucht. du kannst dich schleichen« oder, »Du bist nichts wert«. Wenn Versöhnung nicht stattfindet, tut das weh. Was hilft bei solchen schmerzlichen Erfahrungen der Seele? Ich denke: Wenn es Menschen gibt, Menschen oder auch Gott, wenn es jemanden gibt, der dich voll Liebe zärtlich in den Arm nimmt und dir sagt: »Du bist geliebt. Ich steh´ zu dir trotz all dem Schlimmen, was du erlebt hast.« Wenn du so jemanden hast, der sich für dich Zeit nimmt, dann hat die Seele vielleicht die Möglichkeit, wieder aufzustehen, schön langsam und kann vielleicht sogar schön langsam einen Schritt gehen - zurück ins Leben. Sie wird vielleicht irgendwann - mit einem tiefen Seufzer - sagen können: »Das Leben geht weiter.« Und sie wird vielleicht wieder neue Kraft und neue Freude am Leben finden. Selig, wer so jemanden findet in der schweren Stunde seiner Seele, einen Freund oder sonst einen geliebten Menschen oder auch Gott. Allein schaffst du es nicht. *Johannes*

So großen Druck in der Brust, dass ich kaum atmen konnte

Was ist das? Wenn man an der Stelle, an der das Herz sitzt, eine unsichtbare Hand fühlt, die es immer fester zudrückt, bis der Schmerz fast nicht mehr auszuhalten ist? Wenn der Druck in der Brust so groß wird, dass man kaum mehr atmen kann? Wenn man nicht mehr einschlafen kann, weil der Grund dafür immer im Kopf herumgeistert? Fast jeder kennt das, und die Ursache ist immer unterschiedlich. Wie auch wir Menschen und unsere Probleme. Mein größter Seelenschmerz - abgesehen von dem Verlust eines geliebten Menschen - war, als mir bewusst wurde, dass mich mein Mann, dem ich vertraute, jahrelang betrog. Ich hatte schon unseren ersten gemeinsamen Sohn, als ich das erste Mal dahinter kam. Ich habe ihm verziehen und die restlichen 15 Jahre einfach die Augen geschlossen, um die Familie nicht zu zerstören! Inzwischen ist fast so viel Zeit seit der Scheidung vergangen, wie wir verheiratet waren, und dieser



Mann ist mir schon längst egal. Der Schmerz aber verfolgte mich in Form von Misstrauen. Bei jedem Mann, den ich kennenlernte, brauchte ich Jahre, um wieder vertrauen zu können! Doch ich habe es geschafft und bin wieder eine Beziehung eingegangen. Das Ganze hat nur einen Haken. Nach einer Auszeit weiß ich zwar, dass es mein Herzensmensch ist, aber es fällt mir oft schwer, ihm zu vertrauen, wenn er mit seinen Freunden unterwegs ist. Kopfkino der Vergangenheit. Das tut furchtbar weh, obwohl ich oft fühle, dass es keinen Grund gibt. Aber ich lasse mir nicht von den vergangenen Erfahrungen die Gegenwart zerstören. Was morgen kommt, wissen wir ohnehin nicht! *Angela*

Wenn ich in den Stausee springe, ist das der sichere Tod, dachte ich

Ich habe sechs Jahre mit einem Freund zusammen gelebt. Dieser Mann hat mir das Leben zur Hölle gemacht. Er war jähzornig und schwerer Alkoholiker. Er hat mich geschlagen und mich mit Gewalt zum Beischlaf gezwungen. Eines Tages wurde ich dann schwanger. Trotzdem behandelte er mich weiterhin mit Gewalt. Dann ging ich wieder einmal einkaufen. An diesem Tag hielt ich es psychisch kaum mehr aus. Meine Tochter hatte ich zum

Schutz zu einer Nachbarin gebracht. Ich hatte alles eingekauft, was ich brauchte und befand mich auf dem Nachhauseweg. Da dachte ich: »Es kann so nicht weitergehen.« Ich dachte: »Wenn ich in den Stausee springe, ist das mein sicherer Tod, da ich nicht schwimmen kann.« Fünf Minuten stand ich auf der Brücke und wusste nicht: »Soll ich oder soll ich nicht?« Doch dann dachte ich, was würde aus meiner kleinen Tochter werden, die bei meiner Nachbarin ist und aus meinem ungeborenen Kind, das die Welt noch nicht einmal gesehen hat. Ich habe mich Gott sei Dank gegen den Selbstmord entschieden und weiß, dass ich das Richtige getan habe. Ich war dann lange in psychiatrischer Behandlung und habe mich dann von diesem Mann getrennt. Es war ein langer, beschwerlicher Weg. *Anna Maria*

Angustzustände begleiten mein Leben seit der Krebserkrankung

Seit meiner schweren Krebserkrankung habe ich gewisse Angstzustände. Es gibt Situationen, die ich meiden will. Es kann schon einmal vorkommen, dass ich mindestens eine Viertelstunde warte, bis ich eine Straßenbahn nehme, weil mir die anderen einfach zu voll sind und ich das nicht schaffe, mich noch einzudrängen. Es ist auch schon vorgekom-

men, dass ich bei einer Straßenbahn oder einem Bus ausgestiegen bin, wenn zu viele Leute auf einmal eingestiegen sind. Ich bekomme Platzangst, und das ist für mich sehr unangenehm. Ich werde dann nämlich unruhig, fange an zu schwitzen und bekomme kaum noch Luft. Ähnlich verhält es sich, wenn zu viele Leute an einem Platz sind. Da muss ich dann gehen. Oder wenn sich hinter mir eine Menschenschlange bildet, etwa am Kassabereich von Einkaufshäusern, dann ergreife ich schnell einmal die Flucht. Oftmals werde ich dadurch belächelt oder schief angeschaut, aber mittlerweile ist mir das egal. Klar, ich kann auch gut alleine sein, aber ich brauche dann immer Beschäftigung, sei es ein Buch lesen oder mit dem Handy spielen oder ein paar Blicke ins Internet werfen. Irgendetwas muss ich tun. Auch alleine irgendwo hinfahren ist für mich ein Horror. *Sonja*

**Ausstellung PSYCHO DRAWING
Art brut und die '60er und '70er
in Österreich
Noch bis 11.6.2017
im Kunstmuseum LENTOS**

Das Netzbett ist Schnee von gestern

Im Gespräch mit Mag.^a Sarah Wurmhöringer und Dr. Michael Steffen



Anlässlich unseres zentralen Themas »Seelenschmerz - psychische Krisen« haben wir mit Sarah Wurmhöringer und Michael Steffen von der Patientenanwaltschaft des VertretungsNetzes gesprochen.

Was wird als psychische Krankheit bezeichnet?

Prinzipiell entscheidet ein Psychiater auf der Grundlage des Diagnose-Lexikons ICD-10, welche psychische Krankheit vorliegt. Für die Patientenanwaltschaft ist es allerdings wichtiger, die psychische Erkrankung im Sinne des Unterbringungsgesetzes zu betrachten. Wobei es sich dabei nur um einen Teil aller psychischen Krankheiten handelt, bei denen das Handeln der Patienten nicht mehr vom Willen gesteuert werden kann. Es geht vor allem um psychotische Zustände, schwere depressive Erkrankungen, paranoide Schizophrenie und Krankheiten aus dem bipolaren/affektiven Formenkreis. Auch bei starker Intoxikation kann eine Unterbringung notwendig sein, die im Normalfall jedoch nicht lange dauert. Für die zwangsweise Unterbringung müssen drei Voraussetzungen gegeben sein: Es muss eine psychische Erkrankung vorliegen, die mit erheblicher Selbst- und/oder Fremdgefährdung einhergeht und es darf keine andere Behand-

lungsmöglichkeit geben. Eine Einweisung aufgrund von Selbstgefährdung ist dabei häufiger als bei Fremdgefährdung. Diese drei Voraussetzungen müssen auch während der Unterbringung immer wieder überprüft werden. Einerseits von den behandelnden Ärzten. Andererseits von den Richtern vom Bezirksgericht, welche innerhalb von vier Tagen die rechtliche Zulässigkeit der Anhaltung in einer Erstanhörung zu prüfen haben. Die Patienten-anwaltschaft spricht zuvor mit dem Betroffenen und vertritt dessen Wünsche und Interessen in der Anhörung kostenlos. Vorausgesetzt der Patient lässt sich nicht durch einen Rechtsanwalt vertreten, was nur in seltenen Ausnahmefällen passiert. Die Büros der Patienten-anwaltschaft befinden sich vor Ort in den jeweiligen Kliniken, in denen Unterbringungen auf psychiatrischen Stationen erfolgen. 60 Prozent der Unterbringungen werden in Oberösterreich bereits vor der Erstanhörung von den Ärzten selbst wieder aufgehoben.

Wie viele Menschen sind betroffen?

Die Patientenanwaltschaft und das Bezirksgericht bekommen bei jeder Unterbringung ohne eigenes Verlangen eine Meldung. Die Zahlen sind in den letzten Jahren stark gestiegen, jedoch nimmt die Dauer der Unterbringungen

ab. Momentan sind es 5.600 Unterbringungen pro Jahr in Oberösterreich und circa 24.000 in Österreich. Prinzipiell kann es jeden treffen, wobei vor allem Stress jeglicher Art und Traumatisierungen das Risiko erhöhen.

Welche Angebote und Erfahrungen gibt es seitens der Patientenanwaltschaft?

Die Patientenanwaltschaft arbeitet wie schon erwähnt kostenlos, von den Krankenhäusern unabhängig und vertritt Wünsche und Interessen der Betroffenen parteilich, wodurch die Geschäftsfähigkeit der Betroffenen jedoch nicht berührt wird. Gefördert wird dieses Angebot vom Bundesministerium für Justiz. Neben der parteilichen Vertretung ist auch Beratung von Psychiatriepatienten, deren Angehörigen oder anderen Vertrauenspersonen eine Aufgabe der Patientenanwaltschaft. Wir beraten die Patienten dabei entweder selbst (z.B. bei Fragen zu Sachwalterschaft, zu Problemen mit dem Führerschein u.ä.) oder vermitteln sie an diejenigen Stellen, wo sie am besten beraten werden können. Wie zum Beispiel an die Beschwerdestellen der Krankenhäuser oder – bei vermuteten Behandlungsfehlern – auch an die oberösterreichische Patientenvertretung. Interessant ist auch, dass es auf internationaler Ebene kaum eine parteiliche Patientenvertretung gibt. In Österreich gibt es dieses Angebot seit mittlerweile 26 Jahren. Anfangs gab es natürlich auch Startschwierigkeiten, weil man als berufsfremde Gruppe in den Kliniken oft als störend empfunden wurde. Alleine durch die Rolle als unabhängige Vertretung mit Kontrollfunktion hat sich die Situation positiv verändert. Das Bewusstsein ist gestiegen und mittlerweile ist die Patientenanwaltschaft mit den Unterbringungsverhandlungen nicht mehr aus der Psychiatrie wegzudenken. Die Einweisung per se kann bei den Landesverwaltungsgerichten überprüft werden. Wenn der Richter die Unterbringung bei der Erstanhörung für zulässig erklärt, so gilt dies längstens für zwei Wochen. Spätestens dann findet eine neuerliche Anhörung, die sogenannte »münd-

liche Verhandlung«, statt. Für diese Verhandlung wird auch ein außenstehender Psychiater als unabhängiger Sachverständiger bestellt und bei neuerlicher Zulässigkeit eine Frist festgesetzt, wann die nächste, gerichtliche Überprüfung stattfindet. Oft beträgt diese Frist abermals zwei Wochen. Per Gesetz kann sie aber bis zu drei Monate (ab Beginn der Unterbringung) betragen. Dem Betroffenen wird in diesem Fall aber ein Recht auf einen Rekurs eingeräumt. Darüber hinaus besteht jederzeit die Möglichkeit, einen Antrag auf frühzeitige Überprüfung zu stellen. Sehr lange Anhaltungen sind mittlerweile selten geworden.

Welche Behandlungs- und Therapiemöglichkeiten gibt es?

Zu Beginn einer Unterbringung wird das Hauptaugenmerk auf die Gefahrenreduzierung gelegt, wobei dies vor allem in Form von Medikation passiert. Andere Therapieformen werden meistens erst angeboten, wenn die Situation deeskaliert werden konnte. Psychotherapie ist oft erst im offenen Bereich bei verbessertem Zustand Thema. Nicht kooperationsbereite Personen, sogenannte Non-compliant-Patienten, können auch gegen ihren Willen behandelt werden, wenn bestimmte Gefährdungselemente vorliegen. Auch wenn es sich dabei um einen massiven Eingriff handelt, ist dieser manchmal notwendig, um die Selbst- und Fremdgefährdung verhindern zu können. Auch andere Zwangsbehandlungen wie zum Beispiel weitergehende Beschränkungen (Fixierung am Bett) können vorkommen, wobei diese - im Gegensatz zur Zwangsmedikation - an die Patienten-anwaltschaft gemeldet werden müssen. Der Patient kann in beiden Fällen einen Antrag auf Überprüfung am Bezirksgericht stellen und wird dabei von der Patienten-anwaltschaft unterstützt. In den letzten Jahren ist zwar die Anzahl der Unterbringungen gestiegen, die Meldungen über weitergehende Beschränkungen haben jedoch stark abgenommen. Zudem gibt es auch noch andere Instanzen wie zum Beispiel die völlig unabhängige Besuchskommission OPCAT der Volksanwaltschaft, die mehr Bewusstsein für dieses heikle Thema geschaffen haben. So wurde zum Beispiel das psychiatrische Intensivbett (auch Netzbett genannt) Mitte 2015 vom Gesundheitsministerium verboten und besondere Heilbehandlungen wie zum Beispiel die Elektrokrampftherapie müssen vorab gerichtlich genehmigt werden.

Gibt es eurerseits einen gesetzlichen Veränderungsbedarf?

Beim Unterbringungsgesetz gibt es aus unserer Sicht eigentlich keinen Veränderungsbedarf. Im Jahr 2010 gab es eine Gesetzesno-

velle, die es Betroffenen ermöglicht, mittels Antrag »sonstige Rechte« überprüfen zu lassen. Dabei kann es sich zum Beispiel um das Recht auf das Tragen der eigenen Kleidung, auf Ausgang ins Freie oder um das Melden von Informationen bezüglich Fahrtauglichkeit vom Krankenhaus an die Behörden handeln. Diese sonstigen Rechte sind relativ weit ausgelegt und können für jeden etwas anderes sein. Dringend notwendig wäre aus unserer Sicht das schon lange angekündigte, neue Maßnahmenvollzugsgesetz. Zunächst sollte darin die Strafandrohung von über einem auf über drei Jahre angehoben werden. Somit würden psychisch kranke Rechtsbrecher, die eine gefährliche Drohung aussprechen oder Widerstand gegen die Staatsgewalt leisten, nicht mehr jahrelang im Maßnahmenvollzug angehalten werden müssen. Davon ist man mittlerweile anscheinend wieder abgekommen und will beim niedrigeren Strafausmaß bleiben. Angedacht soll im Entwurf des neuen Gesetzes allerdings sein, dass die Patienten-anwaltschaft auch für den Rechtsschutz dieser Gruppe von Patienten zuständig wird.

Was wäre sonst noch erwähnenswert?

Wir sind zu Verschwiegenheit verpflichtet und arbeiten nur im Auftrag des Patienten, indem wir seine Anliegen ernst nehmen und dann im Einzelfall schauen, was möglich und umsetzbar ist. Die Aufrechterhaltung und Förderung der Selbständigkeit des Patienten steht im Vordergrund. Eine weitere Aufgabe der Patienten-anwaltschaft ist die Öffentlichkeitsarbeit, da unser Angebot in der breiten Bevölkerung oftmals nicht bekannt ist. Auf groß angelegte Kampagnen wird verzichtet, sondern eher die Fachöffentlichkeit informiert. Personen, die ohne eigenes Verlangen untergebracht werden, werden ohnehin von der Patienten-anwaltschaft aufgesucht. Auf den Psychiatrien gibt es dazu Aushänge mit Kontaktdaten der jeweiligen Ansprechpartner vor Ort. In dringenden Fällen können sich die Betroffenen somit jederzeit an die Patienten-anwälte wenden. Die Fallzahlen und der Zuständigkeitsbereich sind in den letzten Jahren größer geworden. Wünschenswert wäre auf jeden Fall der Ausbau von diversen Beratungs- und Betreuungseinrichtungen sowie Psychotherapie auf Krankenschein (wie es in Deutschland gehandhabt wird), damit auch Personen mit geringen, finanziellen Möglichkeiten die bestmögliche Behandlung bekommen und Unterbringungen somit präventiv verhindert werden können. Mit Abstand am teuersten in der Behandlung ist nämlich das Krankenhausbett. Auch eine weitere Öffnung der Psychiatrie wäre angebracht, da es zum Beispiel in anderen Teilen Österreichs keine geschlossenen Abteilungen mehr gibt. Foto: dw, Text: de

Weil ich nicht lieben kann...

Ich habe sie alle enttäuscht -
viele monate-, jahre-, jahrzehntelang -
alle belog ich, betrog ich -
aus dem einzigen Grunde,
den ich nun erst erfuhr,
da zu Ende läuft
meine Lebensuhr -

weil ich nicht lieben kann...

weil ich niemals vermochte,
zu lieben, ist von meinem Leben auch
nichts übrig geblieben. -
Ich habe sie alle enttäuscht,
belogen, betrogen, jahrzehntelang -

weil ich nicht lieben kann...

Ich empfand oftmals zu viele
Gefühle, doch die Liebe war niemals dabei
und genauso geschah es
auch bei uns zwei...

Darum gebe ich dich und mich frei,
nichts mehr soll uns verbinden,
das uns niemals verband,
denn für alles Gute
auf Erden ist die Liebe
der Pfand...

Den Rest meines Weges
will alleine ich wandern,
nie mehr belügen einen andern,
will nur noch dem Schweigen
mein Innerstes zeigen,
will keinen Menschen mehr enttäuschen,
betrüben -

dann nun hab' ich erfahren,
ich kann nicht lieben...

Cornelia

Dieses Gedicht stammt von Cornelia aus Steyr. Bei ihr wurde vor einem Jahr eine »schizoide Persönlichkeitsstörung« diagnostiziert. Sie hat bereits zwei Bücher veröffentlicht. Bei Interesse an weiteren Gedichten kontaktieren Sie uns bitte unter »kupfermuckn@arge-obdachlose.at«.



Mein erstes selbstverdientes Geld

Erst im dritten Lehrjahr erfolgte die Auszahlung

Ehrlich gesagt ist und war mein Bezug zum Geld ziemlich gestört. Wir, meine Schwester und ich, wuchsen in guten Familienverhältnissen auf. Da gab es keinen Verzicht auf irgendetwas. Armut und deren Folgen waren uns völlig fremd. Es soll keine Kritik an meinen Eltern sein, aber der Umgang mit Finanzen war trotz guter Erziehung für uns Kinder völlig unbekannt. In meiner Zeit als Ministrant

rieselten die ersten Einkünfte in mein Sparschwein. Unser Herr Pfarrer war nicht kleinlich in Sachen Geld und dementsprechend gut waren für uns Ministranten die Einnahmen aus Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Hinzu kamen noch Einnahmen beim Durchführen regionaler Brauchtumsriten wie das Beräuchern der Haushalte. Wir verglühten Baumschwämme in leeren Dosen unter Beigabe von Weihrauch. Ein stärkerer Draht diente als Henkel zum Halten. So konnte durch eifriges Schwenken die Glut erhalten bleiben. Nach den segensähnlichen Wünschen

an die Hausbewohner füllten sich unsere Säcke und Körbe mit Ostereiern und Schleckereien, die Kasse (eine Schachtel) war bei der Rückkehr in den Pfarrhof auch nicht leer geblieben. Jede Gruppe übergab ihre Einnahmen dem heiß geliebten Pfarrer, der diese gerecht anteilmäßig (ohne sich selbst daran zu beteiligen) an uns Buben verteilte. Für Anfang der 60er Jahre waren 100 bis 150 Schilling pro Kopf ein ansehnlicher Betrag. Auch das Sternsingen (ich war Sternträger) war nicht ohne. Jahre später waren Ferialjobs aktuell. Meine Schwester wurde dabei völlig ausgenutzt vom

Arbeitgeber, meine Wenigkeit war in der Ferienzeit damit nie konfrontiert. Am Beginn meiner Lehrzeit gab es noch kein Gehaltskonto, am Monatsanfang erhielten wir unser Gehalt in einem Papiersackerl mit dazugehörigem Lohnstreifen. Erst im dritten Lehrjahr erfolgte die Auszahlung über ein Gehaltskonto der Sparkasse. Von den Scheckkarten erzähle ich lieber nichts, denn damit überzog ich mein Konto hoffnungslos. Denn da begann eigentlich mein finanzielles Fiasko, welches ich damals mit Ach und Krach noch bereinigen konnte. Ja, was tat ich mit meinem Ersparten? In der Kindheit bis zum Ende meiner Hauptschulzeit waren Sportutensilien wie Fußbälle, Tormannhandschuhe, Fußballschuhe etc. sowie ein Kimono (Judogewand) meine erfüllten Wünsche. Die erste, vernünftige Investition war ein Anzug des Modehauses Mühlberger in der Schmidtorstraße in Linz und hie und da Sakkos, Hosen, Hemden und Schuhe. Aber so richtig wusste ich mit meinem Geld nicht umzugehen und in späteren Jahren rächte sich dieser Umstand. Es kam zum »Fall ins Bodenlose«. Noch heute verspüre ich die Folgen des falschen Umganges mit meinem Einkommen anno dazumal. Spät aber doch konnte ich die Reißleine noch ziehen. Von Beginn an, von meinem ersten verdienten Geld, habe ich nie dazugelernt, aber nun weiß ich, wie ich mich verhalten soll. *Georg*

Erdäpfel klaben, Holz hacken und Heu einbringen

Da meine Familie in einem Bauernhof mitwohnte, half ich als Bub schon fleißig mit. Meistens musste ich beim Erdäpfel oder Obst-Klaben helfen oder auch beim Heu Einbringen. Es war auch immer lustig, da wir ja fünf Kinder waren. Am liebsten fuhr ich mit dem Traktor. Oder auch beim Almauf- oder -Abtrieb half ich mit. Holzhacken habe ich auch gerne gemacht. Bei dieser Tätigkeit passierte mir aber einmal ein Missgeschick. Mir blieb die Axt stecken. Ich wollte sie irgendwie herausziehen und griff sie bei der Schneide an – naja, das machte ich kein zweites Mal mehr. Abends gab es nach getaner Arbeit immer eine gute Jause: selbst gebackenes Brot und ein Stück Geselchtes, manchmal auch leckere Bauernkrapfen. Doch am meisten freute es mich, wenn ich Geld für meine geleisteten Dienste bekam. Es waren 20 bis 30 Schilling am Tag. Davon nahm ich mir dann immer fünf Schilling als Taschengeld und der Rest wanderte in die Sparbüchse. Mit dem ersparten Geld kaufte ich mir später ein Zehn-Gang-Rad. Später, als wir in unser eigenes Haus zogen, war es vorbei. Der Bauer musste dann ohne unsere Hilfe auskommen. Außerdem war

ich schon in der Lehre und verdiente dann mein eigenes Geld. Wobei ich im ersten Lehrjahr nur zehn Schilling in der Stunde bekam. Aber damals war das besser als nichts. *Manfred R.*

Ich putzte das Auto unseres Heimleiters für zehn Schilling

Da ich von 1990 bis 1995 in Waidhofen an der Ybbs in einem Heim war, habe ich mir am Wochenende und in den Ferien mein Taschengeld aufgebessert. Am Samstag habe ich nach dem Mittagessen in der Küche geholfen, und da habe ich dann meist etwas Süßes bekommen. Das Auto unseres Heimleiters habe ich innen und außen geputzt und wurde dafür mit zehn Schilling entlohnt. Im Sommer kaufte ich mir sehr viel Eis davon, und wenn etwas übrig blieb, legte ich das Geld für ein Buch oder eine Musik-Kassette auf die Seite. Als ich 1996 beim Magistrat Linz als Sozial-Hilfskraft anfangen durfte und ich mein erstes Urlaubsgeld bekam, gönnte ich mir eine Woche Reitferien in Sarleinsbach. Es war eine schöne Urlaubswoche. In dieser Zeit lebte ich gerade in einer Wohngemeinschaft in der Spattstraße. Ich habe diese Woche ohne die anderen Mädchen und Betreuer sehr genossen. Endlich konnte ich das machen, was ich wollte, und es gab keine Streitereien. Ich konnte die Natur genießen und abschalten. Das war super. *Claudia*

Wir belieferten Geschäfte mit Salzburger Käse

Mein Vater war LKW-Fahrer bei einer Käseerei in Seekirchen. In der Stadt Salzburg und in der ganzen Umgebung lieferte er die Käseprodukte mit aus. Einmal in der Woche fuhr er sogar bis nach Wien. Als ich 13 Jahre alt war, das war 1966, durfte ich dann öfters in den Ferien nach Wien mitfahren und beim Abladen helfen. Meist fuhren wir am Abend los. Bei den ersten Fahrten noch mit dem älteren LKW. Dort gab es keine Schlafkabine im Führerhaus. Vater ließ dann eine stabile Holzpritsche anfertigen, die auf der Ladefläche auf den Bordwänden aufliegend, vorne an der Stirnwand angebracht war. Es waren hohe Bordwände. Käse ist ja ziemlich schwer, so ist sich das von der Höhe her mit der Lagerung gut ausgegangen. Wenn ich schon auf der Autobahn müde geworden war, fuhren wir auf einen Rastplatz, die Plane wurde hinten geöffnet, und ich begab mich über den ganzen Käse hinweg kriechend auf der Ladefläche nach vorne zu mei-

nem mit dicken Filzdecken hergerichteten Pritschenbett. Das andauernde Wackeln der Plane und das Surren der Autos, wenn wir überholt wurden oder wir einen LKW überholten, war für mich ein abenteuerliches Erlebnis. Ich fühlte mich sicher und habe immer sehr gut geschlafen. So gegen Mitternacht kamen wir dann immer im Hof eines riesigen Milchhofes in Wien an. Wenn ich mich nicht schon vorher niedergelegt hatte, ging ich dann schlafen, während mein Vater mit einigen Griffen den Schalthebel zwischen Fahrersitz und Beifahrersitzbank ab montierte. Er schlief im Führerhaus. So gegen fünf Uhr in der Früh wurden wir dann von einem Mitarbeiter des Milchhofs aufgeweckt. Wir konnten uns in den Sanitärräumen der Arbeiter erfrischen und frühstückten im Führerhaus unser mitgenommenes Frühstück mit heißem Kaffee aus der Thermos-Kanne. Nachher hatten wir unsere erste Ladetätigkeit in diesem Milchhof und los ging es kreuz und quer durch Wien, um Großhändler aber auch kleine Geschäfte mit dem Käse zu beliefern. Die Beine auseinander auf dem Amaturenbrett, durch sie hindurch auf dem Beifahrersitz lungernd, aber natürlich auch normal sitzend bekam ich dann die ersten Eindrücke von dieser gewaltigen, großen Stadt und von den verschiedensten Menschen, die uns immer sehr hilfreich und nett begegneten, aber im Nachhinein doch wegen der Sprache die »gschertn Wiana« waren. Zu Mittag im Gasthaus ein Wiener Schnitzel und am Abend nach getaner Arbeit ein gemütliches Abendessen in einem Gast-



In Österreich wurde immer viel gepfuscht. 2016 ist der Anteil der Schwarzarbeit wieder unter die Marke von acht Prozent gesunken. (VWL-Professor Friedrich Schneider)



Bei Anton war das Geldbörserl nie wirklich gefüllt, auch nicht in jungen Jahren. Foto: dw

haus oder Gastgarten. Mitten in der Nacht kamen wir heim. Dort erst schlief ich dann den Schlaf des Gerechten, der etwas geleistet hat. Noch dazu mit dem Gefühl, dass ich mir in den nächsten Tagen am See ein Eis oder sonst etwas von dem verdienten Geld leisten konnte. *Manfred S.*

Es dauerte, bis ich mir einen Plattenspieler kaufen konnte

Über mein erstes selbstverdientes Geld haben sich meine Eltern mehr gefreut als ich. Es waren 900 Schilling, welche ich im ersten Lehrjahr als Industriekauffrau in der VÖEST netto verdient hatte. Davon durfte ich gleich 300 Schilling »Kostgeld« zahlen. Meine Jause und anfallende Kleidung waren auch meine Sache. Kein Problem, denn Essen war nie so wichtig, und mit der Kleidung half mir wie immer Omi. Aber ich konnte mir endlich selbst Schokolade kaufen, wenn ich einmal eine wollte. Die gab es sonst selten - obwohl es damals noch die »Ein-Schilling Schokolade« gab. Doch auf meinen größten Wunsch fing ich schon mit dem ersten Gehalt an zu sparen. Einen Plattenspieler. Es dauerte lange, bis ich ein Gerät um 900 Schilling und meine erste Single »San Francisco« von Scott McKenzie kaufen konnte. Die Freude war groß, bis mein Vater es hörte und mir verbot, weiterhin ame-

rikanische Musik zu hören. Aber er war ja nicht immer da, und ich hatte endlich andere Musik, außer seine deutschen Schnulzen. Das alles ist schon einige Jahrzehnte her. Doch denke ich gerne daran zurück. *Angela*

Mein verdientes Geld war schnell wieder weg

Ich wollte nach meinem Schulabschluss eine Lehre als Einzelhandelskaufmann beginnen. Nach einigen erfolglosen Versuchen überlegte ich mir, ob ich nicht etwas anderes machen wollte. Ich hatte keine Ahnung, dass meine Mutter längst entschieden hatte, dass ich, genauso wie mein verstorbener Vater als Beamter bei der Landesregierung arbeiten soll. Meinen ersten Lohn und damit mein erstes eigenes Geld bekam ich im Oktober 1979. Ich verdiente damals circa 1.700 Schilling netto. Viel Geld für einen 16-Jährigen. Was tun damit? Der Winter war nicht mehr allzu fern, und so kaufte ich mir alles, was ich brauchte in Boutiquen, die nicht billig waren. Einige hautenge Jeans, Pullover vom Feinsten und noble Schuhe. Was mir schlussendlich geblieben ist, waren nur ein paar Hunderter. Zwei davon gab ich beim Friseur aus. Mit zwei weiteren musste ich das ganze Monat leben. Nicht gerade viel. Im drauffolgenden Monat teilte ich es mir dann besser ein. Das hatte ich

mir vorgenommen. Doch dieser Vorsatz hielt nicht lange. Das, was ich im Vormonat für Klamotten ausgegeben hatte, verjuxte ich dann in Spielsalons. Blöd gelaufen. *Walter*

Im Sommer stand »Das Heu ins Trockene bringen« auf dem Plan

Schon als Kind taten sich für mich Möglichkeiten auf, mein Taschengeld aufzubessern. Am Bauernhof meiner Großeltern gab es immer etwas zu tun. Wenn wir ins Waldviertel zu ihnen fuhren, halfen wir immer mit. Im Frühling und auch Sommer stand meist das Heu-ins-Trockene-Bringen auf dem Plan. Es musste auch angebaut werden, um später die Ernte nach Hause zu bringen. Sobald alles erledigt war, gab es immer gutes Essen und von der Oma ein wenig Geld. Je älter wir wurden, um so wichtiger wurde unsere Hilfe, da wir das Traktorfahren lernten, sodass meine Tante nicht immer zum Hof zurückfahren musste. Als meine Eltern dann das Wochenendhaus umbauten, hieß es meist: »Mithelfen«, wobei es dafür extra Geld gab. Es kam auch noch Babysitten hinzu. Meist sparte ich das Geld zusammen, um mir Süßes kaufen zu können oder einmal eine CD, die ich mir sonst mit meinem geringen Taschengeld nicht hätte kaufen können. Mit 15 begann ich dann eine Lehre als Einzelhandelskauffrau. Ich wusste, dass ich in diesem Job nie die Welt verdienen werde, doch Hauptsache ich bekomme mein eigenes Geld. Sobald ich den ersten Lohn hatte, durfte ich zu Hause rauchen. Das war bei meinen Geschwistern ebenfalls so. Mit meinem ersten Weihnachtsgeld kaufte ich mir ein cooles Winter-Outfit. *Sonja*

Wir fischten den Müll aus dem Traunsee und kauften uns Eis

Als ich noch ein Kind war, haben wir den Sommer immer in Traunkirchen verbracht. In dem Haus, das früher meinen Großeltern gehört hatte, jetzt teilweise meinem Vater und seiner Frau und teilweise meinem Bruder Andreas samt Familie. Zu unserem großen Glück steht das Haus in Traunkirchen fast dirket am Traunsee. Man braucht nur über die Straße zu gehen und schon ist man beim See. Ein kleines Seegrundstück mit Steg gehört auch zum Haus. Da man früher nicht so viel auf Umweltschutz und Mülltrennung achtete, kam es schon vor, dass die Leute ihre alten Sachen, die sie nicht mehr brauchten (oder die kaputt waren) das Jahr über ganz einfach im See entsorgt haben. Das war dann vom Landl aus kein schöner Anblick, und da und dort war auch Verletzungsgefahr gegeben. Und so kam

es eines Tages dazu, dass wir, die älteren Kinder, hauptsächlich wir Buben, von unseren Eltern aufgefordert wurden, das ganze Zeug aus dem See herauszufischen, um es einer ordentlichen »Entsorgung« - ich weiß gar nicht, ob dieser Ausdruck damals schon verwendet wurde - um es also einer ordentlichen Entsorgung zuzuführen, d.h. ab zur Müllabfuhr. Und als zusätzlicher Anreiz wurde uns eine kleine »Belohnung« versprochen: für jedes Stück, jeden Teller, Topf, usw. einen Schilling. Ich habe mich an dieser Müll-Auftauch- und Sammel-Aktion rege beteiligt. Da kamen dann doch einige Schillinge zusammen. Um ein paar Schillinge konnte man sich damals schon ein Eis kaufen. Wann und wo habe ich aber sonst noch mein erstes Geld verdient? Laut »Versicherungsdatenauszug« war mein erstes Dienstverhältnis im Februar 1983 als »Arbeiter« im Allgemeinen Öffentlichen Krankenhaus in Grieskirchen (wo mein Vater damals Primar war). Es handelte sich dabei um meine sogenannten »Sozialpraktika«, die wir als Theologie-Studierende und als Angehörige des Priesterseminars machen mussten, um die Arbeitswelt im Allgemeinen und den sozialen Bereich im Besonderen kennen zu lernen. Diese beiden Praktika waren dementsprechend zugleich »Ferialpraktika«, also in den Uni-Ferien angesetzt. Ein weiteres Praktikum, ein »Industrie-Praktikum«, das ebenfalls vom Priesterseminar her vorgesehen war, habe ich dann im Sommer 1986 in Gmunden bei den »Hatschek-Werken« (Zement-Werk) absolviert, ebenfalls als »Arbeiter«. Auch dieser Einblick ins Berufsleben ganz normaler Menschen, einfacher Arbeiter, die da Tag für Tag hackeln, schufteten müssen, und die Möglichkeit, selber mitzuhackeln, mitzuschufteten war für mich sehr wertvoll mit dem ersten selbstverdienten Geld als ganz nettem positiven Nebeneffekt. Man ist doch irgendwie ein bisschen stolz drauf. Auf jeden Fall bin ich sowohl meinen Vorgesetzten im Priesterseminar sehr dankbar für diese Impulse, die Berufswelt – im Sozial- und im Industriebereich – kennen zu lernen, eine mir bis dahin weitgehend ferne, unbekannte Welt. Bis dahin habe ich nur das Schottengymnasium in Wien und dann die Uni/das Priesterseminar gekannt, also Arbeit eher gar nicht. Ebenfalls danke den entsprechenden Dienstgebern und meinem Vater bzw. Onkel für die Vermittlung dieser Praktika (der Arbeitsmöglichkeit). Um der Wahrheit die Ehre zu geben: ich habe auch zuvor schon in Reykjavik/Island, wo ich 1981 bis 82 im Apostolatseinsatz mit der Legio Mariae (eine 1921 in der Republik Irland entstandene katholische Laienorganisation) war, gearbeitet. Auch um Geld, allerdings nicht in Betrieben, sondern privat in Familien als Reinigungskraft und Haushaltshilfe. Es war aller-



Ursula bekam bereits in der Jugend ein Honorar für öffentliche Lesungen. Foto:hz

dings auch keine angemeldete Arbeit, soweit ich mich jetzt noch erinnern kann – das ist schon sehr lange her, scheint jedenfalls in meinem Versicherungsdatenauszug der GKK nicht auf. *Johannes*

Die Lesung war ein voller Erfolg und ich bekam viel Applaus

Ich war etwa 15. Mein Taschengeld, das ich von meinen Eltern bekam, war doch eng bemessen. Ich kam trotzdem damit aus, weil ich schon früh gelernt hatte, dass das Leben eben kein Wunschkonzert ist, bei dem man alles prompt bekommt. Meine Eltern – Gott hab sie selig – hatten ihr gutes Auskommen (Vater schenkte Mama bei feierlichen Anlässen durchaus auch Schmuck und im Gegensatz zu mir mochte sie manchen Pelzmantel durchaus gerne). Sie wollten, dass wir Kinder lernten, auch mit weniger Geld auszukommen. Nicht, dass es uns an irgendetwas mangelte. Hatte man einen besonderen Wunsch, musste eben gespart werden. Und man brauchte Geduld. Schon damals war Schreiben für mich eine wichtige Sache. Dass sich damit ein kleines bisschen Geld verdienen ließ, wusste ich von den vielen Festlichkeiten innerhalb der Familie. Das war Feedback sozusagen. Dann aber kam der Tag, an dem sich für mich einiges zum Positiven wendete. Es war ein Dienstag

im Sommer, als ich mich mehr oder weniger in einem Laden verirrt hatte, der »Raritäten-Galerie« hieß, und mit der dortigen Chefin ins Gespräch kam. Wir unterhielten uns hauptsächlich über Kunst, und ich erwähnte mehr nebenbei, dass ich Lyrik schrieb und an einem Märchen arbeitete. »Hab ich mir doch gleich gedacht, dass du ein kreativer Kopf bist. Weißt du was? Bring uns doch ein paar Sachen vorbei«, meinte die junge Dame. »Wir machen manchmal kleinere Veranstaltungen. Wenn es passt, kannst du bei uns lesen!« Was für eine wunderbare Fügung! Ich war mir zwar nicht sicher, ob ich gut genug für eine öffentliche Lesung war, aber die Chance war da! »Du bekommst auch ein Honorar.« Ich war von der Idee begeistert, aber auch ziemlich gespannt. Ich tat, was die junge Frau mir angeboten hatte und brachte ein paar Manuskripte - und zu meinem Glück gefiel es ihr. Ja, so war das damals. Die Lesung war ein voller Erfolg und ich bekam viel Applaus. Die Leute interessierten sich auch dafür, wie das Schreiben so entstanden war, und ob ich denn schon etwas veröffentlicht hatte. Ich fühlte mich überglücklich. Zuletzt drückte mir die Chefin ein Kuvert in die Hand. Es waren 120 Schilling - das war damals viel Geld. Und es tat gut zu wissen, dass man durch eine - wie ich meine - von Gott gewährte Gabe, die Herzen der Menschen berühren und dabei noch etwas verdienen kann. *Ursula*

VinziRast



Mitten in der Gesellschaft

Wohnprojekt »VinziRast-mittendrin« für Studierende und Obdachlose

Studierende und ehemalige Obdachlose wohnen gemeinsam in Wien in bester Innenstadtlage unter einem Dach zusammen. Zimmer an Zimmer in gemischten Dreier-WGs, verteilt auf drei Stockwerke. »VinziRast-mittendrin« heißt das Haus in der Währingerstraße. »Mitten in der Stadt, mitten in der Gesellschaft«, so lautet das Credo. Ein einzigartiges Projekt, welches vor vier Jahren von Cecily Corti umgesetzt wurde.

Begonnen hat die Geschichte bereits 2009. Während des Wintersturms fanden Obdachlose Zuflucht im großen Hörsaal Audi-Max der Universität Wien. Die sogenannten »Audimaxisten« (streikende Studierende, Anm.), die den Hörsaal damals bereits besetzt hatten, teilten ihr Revier bevorzugt mit obdachlosen Menschen. Die beiden heterogenen Gruppen unterstützten sich bald schon gegenseitig. »Das war schließlich auch die Initialzün-

derung für VinziRast-mittendrin«, betont Elena Osenstetter vom Leitungsteam des Vereins »Vinzigemeinschaft St. Stefan«. Das architektonisch interessante Haus bietet neben dem Platz für 27 Menschen noch ein Restaurant, Werkstätten und einen Seminarraum inklusive großzügig begrünter Dachterrasse. Obdachlose und Studierende leben, kochen, essen, lernen und arbeiten hier miteinander. Das gemeinsame Tun soll zum Funktionieren dieses Kon-

zepts beitragen und das Konfliktpotenzial verringern. Damit das Zusammenleben funktioniert, gibt es ein Kennenlern-Angebot. »Zuerst werden die Bewerber zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen«, betont die Leiterin. Im Vorfeld werde dabei bereits das Wichtigste abgeklärt. Ein Monat Probe-Wohnen entscheide dann, ob der Neuzugewandte fix in die WG aufgenommen wird. In weiterer Folge sorgen allwöchentliche WG-Gespräche, ein ver-

pflchtendes Haus-Forum und grundlegende WG-Regeln für ein möglichst harmonisches Zusammenleben. Man legt besonders großen Wert auf Reinlichkeit, die Bereitschaft zu Gesprächen, einen dosierten Umgang mit Alkohol, Gewaltfreiheit und Körperpflege. Drogen seien strikt verboten. »Größere Probleme hat es bisher keine gegeben«, konstatiert Osenstetter. Erst einmal sei es zu einer Kündigung gekommen.

Von der Gruft in die WG

Otto (55 Jahre) hat es vor zweieinhalb Jahren geschafft. Bevor er in die Gemeinschaft aufgenommen wurde, lebte er in der »Gruft«, das ist ein Notquartier für Wohnungslose in der Mariahilfer-Straße. Vor vielen Jahren war der fünffache Familienvater als Restaurator beschäftigt. Dann hatte er jedoch einen schweren Arbeitsunfall. In der Michaelkirche fiel er 25 Meter von einem Gerüst in die Tiefe. Aufgrund schwerer Verletzungen war er fortan arbeitsunfähig. »Ich musste alles wieder von vorne erlernen«, erzählt der Mittfünziger. Schließlich ging dann auch noch seine Ehe in Brüche. Otto landete ganz unten. Neun Monate lebte er in der »Gruft«. »Das war eine schwierige Zeit«, erinnert er sich. Als er eines Tages von der »Vinzi-rastmittendrin« erfuhr, nahm er all seinen Mut zusammen und bewarb sich für das Heim. Er hatte Glück. Noch am selben Tag wurde er aufgenommen. Auch das Probemonat war schnell überstanden. Otto ist Anti-Alkoholiker und sehr engagiert. Er sieht das Verhältnis zu seinen Mitbewohnern als »gegenseitig befruchtend«. Klar komme es hie und da zu Differenzen, aber auch zu neuen Erkenntnissen. »Ich brauche die Menschen, sonst lasse ich mich zu sehr gehen«, sagt er. Jedenfalls ist der ehemalige Langzeit-Obdachlose hier bestens integriert und mächtig stolz auf seine »Oase« mitten in der urbanen Vielfalt. Sogar seine Hündin Luna ist hier willkommen. Das ist nicht selbstverständlich. In den meisten

Obdachloseneinrichtungen sind Haustiere nämlich verboten. Otto könnte sich aber ein Leben ohne seine vierbeinige Begleiterin niemals vorstellen.

Hier bin ich frei

Der Weg in sein WG-Zimmer führt durch das Lokal, welches bereits vor der Mittagszeit gut besucht ist. Über eine Außentreppe gelangt man zuerst in den Vorraum seiner WG, die sich im ersten Stock befindet. Otto hat alles neu umgestaltet - mit eigener Wand-Tapete und modernen Möbeln. Das Einzelbett musste weichen, denn Otto braucht für sich und seine Luna ein Doppelbett. Vor dem Zimmerbrunnen hält er kurz inne und lächelt. »Das Plätschern lädt zum Meditieren ein«, sagt er und fügt hinzu: »Musik ist mein Überlebenselexier.« Vor allem »Freddy Quinn« und die »Zillertaler« richten ihn auf, wenn er depressiv ist. Ebenso sein Lieblings-Schlager »Rosen für Mama«. Ottos wenige Habseligkeiten sind ordentlich in einem deckenhohen Regal untergebracht. Darunter befinden sich orientalische Figuren, eine Kaffee-Maschine und ein kleiner Kühlschrank.

317 Euro fürs Wohnen

»Das ist mein Zuhause. Ich möchte nie wieder weg von hier«, sagt er und setzt sich auf die Eckbank. Luna legt sich sichtlich zufrieden vor seine Füße. Otto und seine WG-Kollegen zahlen faire, den Raumgrößen angepasste Mietpreise. 317 Euro für circa 15 Quadratmeter. Fernseher, Internet und Strom sind im Preis inbegriffen. »Für Wiener Verhältnisse ist das ein wahres Schnäppchen«, sagt Otto. Gekocht und gegessen werde entweder in der Wohneinheit oder in der großen Hausküche. Auf dem Weg zu einem Gemeinschaftsraum steht ein etwas älterer, schüchtern Herr vor der Tür. Er wartet auf ein Vorstellungsgespräch mit Otto und einer Sozialarbeiterin. Wir wünschen ihm viel Glück. *Text: dw*



Foto oben: WG-Bewohner Otto und Elena Osenstetter, vom Leitungsteam, auf der Dachterrasse. Foto unten: Gemeinschaftsküche einer WG. Alle Fotos: de



SUPERTRAMPS

Es gibt immer einen Weg

Bei einem Wohnbau in Wien Ottakring scharen wir uns von der Kupfermuckn um Ferdinand, den Guide bei der sozialen Stadtführung des Vereins SUPERTRAMPS. Hier habe er vor seinem Absturz in die Obdachlosigkeit lange gewohnt. Sieben Frauen und Männer bieten diese Stadtführungen in ihrem Wiener »Grätzl« an. Durch Schulungen und regelmäßige Treffen, die der Verein organisiert, wachsen sie in ihre Aufgaben hinein.

»In diesem Haus habe ich einmal gewohnt, hatte Arbeit und pflegte meinen kranken Vater.« Der Tod des Vaters und der tödliche Verkehrsunfall seines Bruders kurz danach warfen Ferdinand aus der Bahn. Auch sein Arbeitsplatz wurde wegrationalisiert. Irgendwann traute er sich nicht einmal mehr, die Post zu öffnen, und nach einem guten Jahr folgte die Delogierung. Ein Schicksal, das uns von der Kupfermuckn nicht fremd ist. Alle Guides des Vereines SUPERTRAMPS haben ihre eigene, persönliche Geschichte und Route in Wien. Ferdinand lebte in einer Unterkunft des Samariterbundes, als er von diesem Angebot hörte. »Und weil ich mein Mundwerk nicht halten kann, war das ein interessantes Job-Angebot.« Es ist wirklich einmal interessant, in einen Stadtteil wie Ottakring einzutauchen, der ja eher abseits der großen Sehenswürdigkeiten liegt. So erfahren wir, wie es ist, in einem der großen Obdachlosenwohnheime zu leben. Ferdinand vermisste zu dieser Zeit besonders das Nichtvorhandensein jeglicher Privatsphäre. Auch in einem Einkaufszentrum machten wir halt. »Es ist wichtig zu wissen, wo es Nassräume gibt, die man in dringenden Fällen gratis aufsuchen kann. Hier gibt es auch im Restaurant billiges Essen für die Kunden.«

So erfahren wir viel über das Wissen, das für einen Obdachlosen geradezu überlebensnotwendig ist. Natürlich wandern wir auch an der berühmten Brauerei - wo das legendäre »16er-Blech« (Dose Ottakringer) gebraut wird - vorbei zur nahen Polizeistation. Dort geht es um die aktuelle Diskussion in Wien, die Obdachlosen könnten ja Campingplätze aufsuchen. An anderen Stellen gäbe es für unerwünschte Schläfer halt oft Besitzstörungsklagen. »Die Folge sind Ersatzhaftstrafen, weil das Geld für die Bezahlung nicht vorhanden ist. Wien ist anders!«, meint Ferdinand. Er hat immer eine Antwort auf unsere Fragen, er kennt sich in seinem Grätzl aus. Bei den vielen Stationen erzählt er über seine persönlichen Erlebnisse, die meist auf eine soziale Problemlage hinweisen, auf die er dann näher eingeht. Etwa erzählt er bei einem Bankomaten, dass man mit hohen Schulden früher nirgendwo mehr ein Bankkonto erhielt, weil die Banken auf die Informationen des Kredit-schutzverbandes zugreifen würden. Seit September letzten Jahres gibt es nun auch in Österreich für alle Bürger das Recht auf ein Konto. Bei der Begrüßung meinte Ferdinand, wir sollten uns Zeit nehmen für eine soziale Stadtführung in Spielfilmlänge. Wir nahmen uns gerne auch länger Zeit und fuhren mit einem späteren Zug zurück nach Linz.

Teresa Bodner, die Leiterin von SUPERTRAMPS war vor einem Monat zu Besuch bei der sozialen Stadtführung der Kupfermuckn »Gratwanderung durch das obdachlose Linz« (www.kupfermuckn.at) und so konnten wir viel voneinander lernen. Diese Stadtführungen gibt es bereits in vielen Städten, meist abseits der berühmten Sehenswürdigkeiten. Informationen/Buchungen: www.supertramps.at, Fotos de, Text hz





Live dabei - Blau-Weiß gegen LASK

Ein Derby hat seine eigenen Gesetze und auch die Fans sind meist anders. Meistens ist es ein Messen, welcher Verein die Nummer eins der Stadt ist und welche Fans die besseren sind. So geschah dies auch wieder am Ostermontag in Linz. FC Blau-Weiß Linz bekam es mit dem Erz-Rivalen LASK zu tun. Wir von der Kupfermuckn wollten uns das unbedingt live ansehen.

Da es aber bei den meisten am Geld scheitern würde, beschloss man in einer Redaktions-Sitzung, bei der Leitung von Blau-Weiß anzufragen, ob wir ein paar Freikarten bekommen könnten. Der Verein war uns gnädig und ließ uns welche zukommen. Am besagten Tag ging es in der Innenstadt schon heiß zu. Fan-Gruppen beider Mannschaften stießen

schon im Volksgarten zusammen. Dank großes Polizei-Einsatzes kam es zu keinen schlimmeren Ausschreitungen. Die Fans der Blau-Weißen wurden als erstes mit Polizeischutz zum Stadion begleitet. Natürlich gab es Fangesänge der üblichen Art. Dann folgten die schwarz-weißen Fans zur Spielstätte. Um nicht allzu sehr aufzufallen, versteckte ich am Bahnhof meine Fan-Ausstattung, da ich fürchtete, mit LASK-Fans zusammenzustoßen. Wir nahmen den Bus. Beim Stadion angekommen, gab ich mich als Blau-Weiß Fan zu erkennen. Trotz der über 7.300 Fans hatten wir freie Platzwahl und eine schöne Aussicht auf das Spielfeld. Mit vollen und lautstarken Gesängen beider Seiten ging das Spiel los. Der Regen, der unaufhörlich niederprasselte, machte es

für beide Mannschaften nicht unbedingt leichter. Trotzdem wurde das Spiel nicht abgebrochen. Also war es regulär. In der ersten Halbzeit gingen die Blau-Weißen in Führung, was die Stimmung auf der einen Seite erheblich ansteigen ließ. Auf der anderen Seite war man nicht sehr begeistert, da ja der LASK mit einem Sieg die Meisterschaft vorzeitig entscheiden hätte können. Doch die Blau-Weißen brauchen jeden Punkt für den Klassenerhalt. Freilich hatten die LASK-Spieler vor der Pause noch einige Chancen auf den Ausgleich. Doch dieser sollte nicht gelingen. Nach der Pause ging das Spiel spektakulär hin und her. Beide Mannschaften hatten gute Chancen. Als sich die Blau-Weißen dem Sieg schon sehr nahe sahen, passierte das, was eigentlich nicht hätte passie-

ren dürfen: In der 87. Minute kam der Ausgleich. So gab es eine Punkteteilung mit der die meisten leben können. Keiner ist der Bessere im innerstädtischen Vergleich. Zu fünft gingen wir vom Stadion noch Richtung Bahnhof, wo wir uns dann zufrieden über den Ausgang trennten und nach Hause fuhren. Selber kaufe ich mir keine Karte, da ich sie mir nicht leisten kann. Wir gratulieren dem LASK zum Meistertitel und zum völlig verdienten Aufstieg in die höchste Liga des Landes, natürlich auch den Blau-Weißen zum Klassenerhalt. Wir bedanken uns nochmals herzlich für die Freikarten. Was ich sehr verurteile, sind die Ausschreitungen, zu denen es immer wieder kommt. Dies hat mit Sport nichts zu tun. Fussball-Hooligans schaden den Vereinen. *Fotos: hz; Text: Sonja*



Dem Schicksal hilflos ausgeliefert

Lebensbericht einer leidgeplagten Frau auf der vergeblichen Suche nach Glück

Mein Name ist Jutta (Name wurde geändert). Ich wurde 1979 in Wels geboren. Von den elterlichen Erzählungen weiß ich, dass ich ein ruhiges Baby war. Den Kindergarten und die Schule besuchte ich dann in Linz. Der Rest meiner Kindheit war dann weniger schön. Die Probleme begannen bereits während meiner Hauptschulzeit. Ich wurde ständig von meinen Mitschülern gemobbt. Diesem Schicksal war ich hilflos ausgeliefert. Alleine, im Stich gelassen und voller Angst. Keiner wollte mir helfen, keiner glaubte mir. »Du hast eine blühende Phantasie«, musste ich mir anhören, wenn ich vertrauten Personen mein Leid klagte. Es folgte die nächste psychische Be-

lastung: Meine Eltern ließen sich scheiden. Für mich und meine Schwester brach damals eine Welt zusammen. Und dann kam eines Tages ein fremder Mann in unser Haus. Er sollte von nun an gemeinsam mit uns an der Seite unserer Mutter leben. Mir wurde angst und bange.

Ich wurde gemobbt und missbraucht

Denn, s von Anfang an habe ich gespürt, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Er hatte eine äußerst negative Ausstrahlung. Sein Blick war unberechenbar. Mein Gefühl wurde bald bestätigt. Als meine Mutter eines Abends fort-

ging, um eine Freundin zu treffen, waren meine Schwester und ich alleine mit ihm. Er befahl mir, im Wohnzimmer bei ihm zu bleiben. Ich durfte nicht ins Bett. Wenn ich mich seinem Willen widersetzt hätte, dann hätte er mich mit seinem Gürtel geschlagen. Jedenfalls hat er mir das so gesagt. Ich zitterte am ganzen Körper und traute mich kaum zu atmen. Ruhig saß ich neben ihm. Und dann schon begannen seine ersten Annäherungen. Er begrabschte mich. Noch nie im Leben habe ich mich so elend gefühlt - gedemütigt und beschmutzt. Meine Angst vor ihm wurde noch größer. Nun war ich fortan auch diesem Monster hilflos ausgesetzt. Wieder versuchte ich,

anderen mitzuteilen, was ich durchmachen musste. Keiner glaubte mir. »Du bist eine Lügnerin«, musste ich mir anhören. Das alles passierte im Alter von 13 Jahren. Die Jahre vergingen, ich wuchs heran. Die Angst blieb. Auch dann noch, als sich meine Mutter nach langem Hin und Her von ihm trennte.

Fünf Kinder von fünf Vätern

Als ich 17 Jahre alt war, verliebte ich mich in einen Mann. Er war wesentlich älter als ich. Ich habe mich ihm anvertraut und mit ihm geschlafen. Dann wurde ich schwanger. Lange Zeit merkte ich nicht, dass ich selbst Mutter wurde. Ich hatte so einen schlechten Bezug zu meinem Körper, dass ich nicht einmal diese Veränderung an mir wahrnehmen konnte. Wieder brach eine Welt in mir zusammen. Was sollte ich tun? Ich war doch selbst noch so unreif. Und nun sollte ich plötzlich für ein kleines Wesen Verantwortung übernehmen. Beängstigende Gedanken gingen mir durch den Kopf. Damals lebte ich noch bei meiner Mutter. Einen Monat hatte ich Zeit, um die Sachen für das Baby zu besorgen. Gewand, Kinderwagen, Bett und ein paar Spielsachen. Dann erblickte mein Sohn das Licht der Welt. Zu diesem Zeitpunkt wichen alle Ängste und Zweifel plötzlich von mir. Als ich das kleine unschuldige Wesen erblickte, war ich wohl der glücklichste Mensch auf dieser Welt. Meine Mutter und meine Schwester unterstützten mich zu jener Zeit. Es sollte aber nicht bei einem Kind bleiben. Heute bin ich bereits fünffache Mutter. Fünf Kinder von fünf verschiedenen Vätern. Auf jedes einzelne Kind bin ich stolz. Mein letztes Kind ist 2013 zur Welt gekommen. Drei Kinder leben heute bei meiner Mutter, eines wurde zur Adoption frei gegeben und eine Tochter lebt bei ihrem leiblichen Vater. Doch zurück zu meiner Zeit, als ich zum ersten Mal Mutter wurde. Kaum war mein Sohn hier, kamen schon die ersten Probleme auf mich zu.

Alkohol als Seelentröster

Das Jugendamt und falsche Freunde machten mir das Leben schwer. Die falschen Freunde hatten mit Drogen zu tun. Ich habe niemals eine dieser Drogen ausprobiert. Sie waren deshalb sauer auf mich und machten mich schlecht beim Jugendamt. Ich bin erneut in ein tiefes Loch gefallen. In meiner Ausweglosigkeit begann ich zu trinken. Alkohol war sozusagen mein Seelentröster. Meinen Sohn musste ich bei meiner Mutter lassen. Auch die anderen Kinder verlor ich – sie wurden mir abgenommen. Mein sozialer Abstieg hatte längst begonnen. Und ich fiel immer tiefer. In

meinem Leben gab es keinen Anker mehr. Ich fand zwar einmal da und einmal dort Unterschlupf, doch einen wirklich festen Wohnsitz hatte ich keinen mehr. Dann wohnte ich eine Zeit lang mit meinem neuen Freund zusammen. »Das ist der Richtige«, war ich mir nach dem Kennenlernen sicher. Schnell aber entpuppte sich dieser Glaube als herbe Enttäuschung. Am Anfang war ja alles noch romantisch. Ich war im siebten Himmel. Leider nur für kurze Zeit. Dann kam schon die Ernüchterung. Er zeigte sein wahres Gesicht, welches er vor mir nicht mehr länger verbergen konnte. Es war furchtbar. Er sperrte mich zu Hause ein und behandelte mich wie eine Sklavin. Immer, wenn er fortging, verspielte er sein Geld. Ich durfte mit niemandem mehr in Kontakt treten. Nicht einmal meine Mutter und meine Kinder durfte ich besuchen. Eines Abends gelang mir dann die Flucht. Ich wollte nur noch weg. Gott sei Dank hatte ich noch eine Oma, die mich bei sich aufnahm.

Und dann der Schock

Dort konnte er mich nicht finden. Zum ersten Mal erlebte ich eine ruhige, entspannte Zeit. An diesem Ort fühlte ich mich sicher und geborgen. Bald schon verschlechterte sich aber Omas gesundheitlicher Zustand. Sie brauchte Pflege und Betreuung. Wir wollten sie in kein Heim geben. Ich blieb bei ihr. So weit es noch ging, nahm ich sie mit in die Natur. Ich kümmerte mich um sie. Doch dann kam der nächste Schock. An einem heißen Sommertag fragte ich Oma, ob alles in Ordnung sei. Irgendwie machte sie einen müden Eindruck. Ich wollte noch wissen, ob sie etwas brauche. Sie verneinte. Also verließ ich sie und ging mit meinen Kindern baden. Im Freibad angekommen, hatte ich ein mulmiges Gefühl. Ich versuchte sie telefonisch zu erreichen. Es gelang mir nicht. Sie hob nicht ab. An diesem Badetag wollte keine Freude in mir aufkommen. Frühzeitig packte ich unsere Sachen zusammen und fuhr heim. Ich rannte sofort in die Wohnung. Dann der Schock. Meine Oma lag leblos im Wohnzimmer. Für sie hatte die letzte Stunde geschlagen.

Leben auf der Straße

In meiner Verzweiflung rief ich die Rettung an. Aber auch die konnten Oma nicht mehr zurückholen. Wieder brach eine Welt in mir zusammen. Ich wollte nicht mehr leben. »Nun hat alles keinen Sinn mehr«, dachte ich mir. Ich wohnte dann zwar noch ein paar Wochen in der Wohnung, doch dann hielt ich es nicht mehr aus. Allein schon aus finanziellen Gründen. Ich konnte mir die Wohnung nicht leis-

ten. Zu jener Zeit lernte ich einen neuen Mann kennen. Ich zog zu ihm nach Niederösterreich. Drei Jahre lebten wir mehr schlecht als recht zusammen. Eine Woche vor Weihnachten – das war im Jahre 2015 – schmiss er mich aber raus. Ich landete von heute auf morgen auf der Straße. Seither lebe ich so dahin. Ohne Wohnsitz. Ich finde zwar mal da, mal dort ein Dach über dem Kopf, doch es ist mühsam. Im Mai 2016 bekam ich in der Notschlafstelle in Steyr ein Bett und eine Meldeadresse. Bis September 2016 blieb ich dort. Seither bin ich wieder auf der Straße. Ich hatte unterschiedlichste Schlafplätze in Steyr - ein Wohnwagen in Unterhimmel, im Wald unter Bäumen und am Bahnhofsgelände im alten Postgebäude. Untertags bin mehr oder weniger planlos herumgerirrt, ohne Perspektiven und ohne Hoffnung. Ab und zu ging ich zum Tageszentrum in Steyr. Dort bekam ich Kaffee, Tee und etwas zum Essen. Auch konnte ich mich in einem Schlafraum untertags ausruhen - dort schlief ich öfters ein paar Stunden neben mehreren älteren und jüngeren Leuten, denen es ähnlich erging wie mir.

Mein Wunsch - Arbeit und Wohnung

Zur Zeit lebe ich in der Notschlafstelle in Linz und bin auf der Suche nach Arbeit und einer Wohnung. Noch ist mein Zustand katastrophal. Untertags muss ich raus. Oft weiß ich nicht wohin. Meistens sitze ich am Bahnhof in Linz unter Meinesgleichen. Alles Menschen, die sich selbst irgendwie schon aufgegeben haben. Ich bin nun 38 Jahre alt. Das Einzige, was mich am Leben hält, sind meine Kinder. Jedes Wochenende darf ich sie besuchen. Wenn das Wetter schön ist, gehen wir in die Natur zum Spielen. Als Mindestsicherungsbezieherin mit 763 Euro pro Monat kann ich ihnen keinen Luxus bieten. Auch der Kontakt zu meiner Mutter ist mittlerweile wieder gut. Keinen Kontakt aber habe ich zu meiner mittlerweile 17-jährigen Tochter, die bei Pflegeeltern lebt. Ich musste sie hergeben, als sie drei Jahre alt war. Das schmerzt mich am meisten. Mein größter Wunsch wäre es, alles Alte, Belastende hinter mir zu lassen und ein neues Leben zu beginnen. Gott sei Dank trinke ich keinen Alkohol. Meinen Kindern zuliebe möchte ich nüchtern bleiben. Doch nüchtern ist dieses Leben fast unterträglich. Wenn ich könnte, würde ich mit alten Leuten arbeiten. Doch dazu bräuchte ich eine Ausbildung, die ich nicht vorweisen kann. Vielleicht habe ich doch noch die Kraft, eine Schule abzuschließen. Dann hätte mein Leben vielleicht wieder einen Sinn. Doch so, wie es jetzt läuft, darf es nicht weitergehen. // *Symbolfoto: dw; Text: Autorin der Redaktion bekannt*

Flucht und Trennung im Bosnien-Krieg

Bobby aus Wels berichtet von seinem Schicksal in den 90er Jahren



Symbolfoto: de

Ich, der dritte und jüngste Sohn einer ganz normalen Familie aus Bosnien, bin an einem November-Tag im Jahre 1989 in der Stadt Jajce auf die Welt gekommen. Wir waren keine reiche, aber auch keine arme Familie. Mein Vater konnte uns mit seiner Arbeit im Minenwerk zum Glück recht gut ernähren. Nebenbei sang er auch an den Wochenenden bei Hochzeiten. Aus heutiger Sicht waren wir eine ganz normale Familie, die glücklich und zufrieden lebte. Und dann kam dieser schreckliche Tag. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen. Wir saßen alle zu Hause, glücklich vor dem neuen und ersten Fernseher, den wir vom Onkel meiner Mutter bekommen hatten und warteten, bis mein Vater von seiner Schicht nach Hause kam. Wir befanden uns alle im Wohnzimmer, als meine Mutter von der

Couch hüpfte und schrie. »Jetzt ist es passiert.« Wir sahen meine Mutter mit großen Augen an und bemerkten, wie ihr die Tränen runter liefen. Sie sagte nur noch ganz verzweifelt: »Unser Präsident ist verstorben. Tito ist tot.« Als sie bereits zum Hörer griff und unseren Vater anrufen wollte, kam er ins Haus gestürzt, um uns die schlechten Nachrichten zu übermitteln. Wir Kinder wussten noch nicht genau, wie sich das auf unser Land und unsere Familie auswirken würde. Wir verstanden nicht alles, aber wir hörten genau zu, als mein Vater zu meiner Mutter über die aktuellen Ereignisse sprach. Wir waren sehr aufgewühlt, verwirrt, und wir hatten zum ersten Mal in unserem erst jungen Leben große Angst. Vaters Pläne machten uns dann doch wieder etwas Mut: Wir sollen ins Ausland flüchten, und dann dort

vorübergehend ein sicheres, besseres Leben führen. Meine Geschwister und ich aber befürchteten, dass uns unser Vater für längere Zeit verlassen würde. Er würde in der Zwischenzeit einen Posten annehmen. Wir weinten bitterlich, aber zum Glück beruhigten uns unsere Eltern schnell und versprachen uns, dass Vater, wenn er wieder da war, mit uns ein neues, besseres Leben führen würde. Bevor mein Vater uns für kurze Zeit verlassen wollte, bestand er noch darauf, dass wir während der Zeit seiner Abwesenheit zu meinem Opa ziehen sollten, da ein Mann ins Haus gehöre. Er hatte immer schon Angst vor Einbrüchen und Diebstählen. So gingen wir für die nächste Zeit zum Vater meiner Mutter. Dort fühlten wir uns sicher. Tage und Wochen vergingen ohne einen Zwischenfall. Und dann stand eines Tages plötzlich mein Vater vor der Tür. Er war völlig aufgeregt. Mit angstvollem Gesicht schaute er uns an und schrie ungeduldig: »Packt eure Sachen zusammen. Wir werden uns jetzt Richtung Kroatien aufmachen. Dort hat sich die Situation noch nicht so zugespitzt wie bei uns in Bosnien.«

Trennung von der Familie

Wenn man sich vorstellte, dass ein Land, welches so groß ist wie Jugoslawien und mehr als sechs Länder hatte, sich in kürzester Zeit auseinanderreißen lässt, wusste man sofort, dass da etwas Großes im Gange war. Meine Familie saß aufgeregt zu Hause und hörte gespannt zu, wie der serbische Kriegsherr ganz Jugoslawien

zu einer großen Staatsmacht namens Serbien machen wollte. Das bedeutete, der Krieg stand schon in den Startlöchern. Alle Leute, die da nicht mitmachen wollten, versuchten, alle Sachen, die sie brauchten (wie Reisepässe, Dokumente und Bilder) einzupacken, um so schnell wie möglich das Land verlassen zu können, in welchem sie vor kurzem noch alle glücklich miteinander gelebt hatten. Mein Vater hatte zum Glück noch einige Kontakte, die er informierte, um unsere Familie heil aus dem Kriegsgebiet zu führen. Doch es lief leider nicht so, wie sich das mein Vater und auch seine Leute vorgestellt hatten. Meine Eltern packten nur die wichtigsten Sachen ein. Wir machten uns schnell auf den Weg Richtung Hauptbahnhof. Zuerst fuhren wir eine Strecke mit dem Zug, dann sollte es mit Bussen weitergehen.

Verhandlung mit den Serben

Als dann die Leute und ihre Familien zu den Bussen gewiesen wurden, stellten wir mit großem Entsetzen fest, dass unsere Familie in zwei Busse aufgeteilt worden war. Mein Vater und meine zwei älteren Geschwister kamen leider in einen anderen Bus als meine Mutter und ich. Es war ein riesen-großer Schock für unsere Familie, doch die Beamten vor Ort versprachen uns, dass wir in Kroatien alle wieder zusammenkommen würden. Dieses Versprechen wurde jedoch nicht eingehalten. Ich versuchte die ganze Zeit, meine Mutter zu trösten, denn ich hatte sie selten so weinen sehen. Als wir etwa drei Stunden unter-

wegs waren, stoppte plötzlich der Bus. »Bitte steigt alle aus. Und möglichst schnell«, hieß es. Ich blickte besorgt in die Augen meiner Mutter und sah, dass einiges nicht in Ordnung war. Der Bus hielt auf einmal an. Viele Frauen fingen an zu schreien. Meine Mutter behielt zum Glück die Nerven, denn sie wollte verhindern, dass ich auch noch zu weinen anfang. Plötzlich hieß es nur noch: »Aussteigen!« Uns wurde befohlen, uns mit unseren Leuten zusammenstellen, um uns nach Familiennamen zu ordnen. Da erkannte meine Mutter viele Frauen, die mit ihr verwandt waren und die auch - so wie sie selbst - von ihren Männern getrennt worden waren. Anscheinend waren wiederum die Serben für diese Verzögerung verantwortlich, die wollten, dass die Busse gestoppt und deren Leute zurück transportiert werden. Panik und Angst machte sich unter den Frauen breit. Einige der Frauen versuchten es mit klärenden Gesprächen - leider ohne Erfolg.

Warten in einem Lager

Es wollte einfach keiner zuhören. Obwohl sie die ganze Zeit zu sagen versuchten, dass sie gerade aus Bosnien und nicht aus Kroatien gekommen waren. Wir mussten in einem Lager warten. Es war schlimm und wir dachten an Flucht. Doch viele Menschen, die eine Flucht probierten, kamen dann nie mehr zurück zu uns. Meine Mutter und ich wollten uns gar nicht vorstellen, was mit den Frauen und Kindern passiert ist, die tatsächlich einen Fluchtversuch starteten. Es reichte schon zu wissen, dass wir die Leute nie wieder sehen werden. Vier Geschwister meiner Mutter und deren Kinder haben wir seitdem auch nie wieder gesehen. Es war traurig anzusehen, dass so viele unschuldige Menschen ihr Leben lassen mussten. Doch zum Glück erfuhren die Serben, dass die Busse von den Kroaten freigelassen worden sind. Sie machten sich auf. Uns fiel ein Stein vom Herzen, als wir erfuhren, dass un-

ser Weg weiter gehen und wir endlich bald bei unserer restlichen Familie sein würden. Wir befanden uns auf dem Weg nach Slowenien. Bald erfuhren wir, dass uns dort der Rest der Familie erwartete. Von dort aus sollte es dann Richtung Österreich weitergehen. Nach einer vierstündigen, sehr unruhigen Fahrt kamen wir unserem Ziel viel näher.

Das erwartete Wiedersehen

In einer größeren Stadt sahen wir viele Busse stehen. Auf einem davon stand geschrieben »Für Flüchtlinge nach Österreich«. Meine Mutter nahm mich fest in den Arm und sagte: »Mein Sohn, siehst du die große Menschenmenge? Da sind auch Papa und deine Geschwister«. Ich konnte kaum noch ruhig sitzen, da ich meinen Vater und meine zwei Geschwister schon vier Monate nicht gesehen hatte und wir vom schlimmsten ausgegangen sind. Als die Bustüre aufgegangen ist, konnte ich nicht mehr ruhig sitzen und ich fing an, in die Menschenmenge zu laufen und nach meiner restlichen Familie zu rufen. Plötzlich stand mein Vater vor mir. Ich sprang ihm mit voller Kraft in die Arme. Meine Mutter war auch schon da. Wir hielten uns alles fest in den Armen. Meine Eltern versprachen uns, uns nie wieder im Leben zu trennen. Dabei hatte ich noch nicht einmal die Hälfte von dem blöden Krieg verstanden.

Viele Menschen starben

Jetzt weiß ich um einiges mehr. Und ich weiß von meinen Eltern, dass dieser Krieg viele Familienmitglieder und andere unschuldige Menschen das Leben gekostet hatte. Jedes Jahr, wenn wir für die Gefallenen Kerzen anzünden, erinnere ich mich an all die Leute, die ihr Leben geben mussten. Und ich danke jeden Tag den Österreicherinnen und Österreichern für die Aufnahme meiner Familie. Danke, liebes Österreich, für diese Chance auf einen Neubeginn! *Bobby (Wels)ß*

So wohne ich!

Robert aus Puchenau



Klein, aber fein

Ich wohne seit zwölf Jahren in Puchenau, wo ich in der Gartenstadtstraße in einer Genossenschafts-Wohnung der »Neuen Heimat« untergekommen bin. Die Wohnung ist 28m² groß und verfügt zudem noch über einen kleinen Balkon mit Abstellkammer. Leistbar ist die Wohnung auch, da ich nur 240€ (warm) bezahle und noch dazu circa 100€ Wohnbeihilfe erhalte. Die Wohnung ist unterteilt in Vorraum, Bad mit WC, Küche mit Wohnraum sowie den Balkon. Für mich bietet sie viele Vorteile: Ich kann mir die Miete leisten, meine Eltern und mein Bruder befinden sich in der unmittelbaren Umgebung, es ist sehr ruhig und man ist schnell im Grünen. Außerdem ist Linz mit der Mühlkreisbahn oder dem Bus innerhalb weniger Minuten erreichbar. Was mir fehlt, ist ein Extra-Zimmer, in dem ich rauchen kann und nicht gleich die ganze Wohnung »einneble«. Zudem hat leider keine Waschmaschine Platz. Das Verhältnis zu den Nachbarn ist gut. Es gibt zwar wenig Kontakt, dafür aber auch keinerlei Probleme. Auch die Nahversorgung ist seit der Errichtung des Einkaufsparks Gartenstadt-Zentrum mit Spar, Trafik, Apotheke etc. gewährleistet. Mein Lieblingsplatz in der Wohnung ist die Matratze in der Mitte des Raumes, die mir nicht nur als Schlafplatz, sondern auch als »Energiezentrum« dient. Ich fühle mich hier sehr wohl und möchte auch in den nächsten Jahren meinen Lebensmittelpunkt hier beibehalten. Vielleicht möchte sich jemand meine Lieder auf »Youtube« unter dem Pseudonym »Robert Taler« ansehen – ich würde mich über Klicks freuen. *Foto: de*



Kupfermuckn T-Shirt

Das neue Kupfermuckn T-Shirt in dunkelblau mit Logo und Aufdruck »20 Jahre auf der Straße« ist in den Größen s, m, l, xl, xxl im Büro der Kupfermuckn oder auch über die Straßenzeitsungsverkäufer zum Preis von Euro 16 erhältlich. *Foto: wh*

Verkäufer Harald im Porträt

Kannst du dich deinen Lesern kurz vorstellen?

Ich heiße Harald und bin 51 Jahre alt. Geboren und aufgewachsen bin ich in Freistadt. 1981 habe ich in Linz meine Koch-Lehre gemacht. Danach habe ich 16 Jahre lang in Wien und Linz in der Gastronomie gearbeitet, wo ich gut verdient habe. Aufgrund des enormen Stresses habe ich leider ein Alkoholproblem entwickelt. Im Jahr 2000 ist meine Mutter gestorben, ich habe dann meinen Vater vier Jahre lang gepflegt, bevor er ins Pflegeheim gekommen ist. Seitdem bin ich durchgehend in Linz und verkaufe seit September letzten Jahres die Kupfermuckn.

Bist du obdachlos? Wo schläfst du?

Ich bin seit zwei Jahren obdachlos. Davor bin ich über die Wärmestube in die NOWA gekommen, wo ich es aber nicht ausgehalten habe. Zudem habe ich schon zwei Plattform-Wohnungen gehabt, die ich aber aufgrund meines Alkoholproblems wieder verloren habe, weil ich die Miete öfters zu zahlen vergaß. So schlafe ich draußen, jedoch überdacht, trocken und auch halbwegs warm. Teilweise nächtige ich auch bei Bekannten.

Was machst du mit dem Kupfermuckngeld?

Davon kaufe ich mir Tabak, Bier, Essen und manchmal auch kleine Geschenke für die Familie.

Was erlebst du beim Verkauf?

Größtenteils Positives. Ich habe Stammkunden, die mich zum Essen einladen, freundlich sind und mir manchmal Spenden geben. Anfangs wurde ich auch einmal beschimpft.

Was wünschst du dir für die Zukunft?

Gesund bleiben, dass ich den Kontakt zu Familie und Freunden halten kann und vielleicht wieder Arbeit finde. *Foto: de*

Festival des politischen Liedes 1997-2017

Kulturverein Willy

15. bis 18. Juni 2017

Los Fastidios (IT) Microphone Mafia (D)
Banda POPolare dell'Emilia Rossa (IT)
Stockkampf (A) Roy de Roy (A) Kombinat (SLO)
Free Willy (A) Monomania (A) Max Schabl (A)
Rainer von Vielen (D) Fritz Nussböck (A) Achim Bigus (D)
Kai Degenhardt (D) Diether Dehm & Michael Letz (D)
Contigo (A) Karl Doblhammer (A)
BlauCrowd FM DJ Team (A) DJ Markus Netter (A)

Europacamp Weissenbach/Attersee ▶ www.kv-willy.at

20 Jahre Festival des politischen Liedes

Vor 20 Jahren fand das erste Festival im Europacamp in Weißenbach am Attersee statt. Seit 1997 versucht der Linzer Kulturverein Willy, fortschrittliche politische Musik zu erhalten und zu fördern. Das Programm vom »Jubiläumfestival des politischen Liedes« vom 15. bis 18. Juni 2017 mit Festivalbands aus den letzten 20 Jahren wird bunt, abwechslungsreich und sehr international: dabei sind u.a. die italienische Rock-, Ska-, und Folkband »Banda POPolare dell'Emilia Rossa«, der slowenische Frauenchor »Kombinat«, die deutsche Bastard-Pop-Band »Rainer von Vielen« oder die Wiener DubRockReggae-Gruppe »Monomania«. In Zeiten wie diesen müssen wir viel kämpfen, daher ist das Feiern umso wichtiger! *Infos unter www.kv-willy.at*

TEIL
MEINES
LEBENS.

VKB | BANK

Für ein lebenswertes Leben von sozial benachteiligten Menschen:
Ihre Spende für die Kupfermuckn.
IBAN AT02 1860 0000 1063 5100, BIC VKBLAT2L

www.vkb-bank.at



LAND
OBERÖSTERREICH

Die Straßenzeitung Kupfermuckn wird als »Tagesstruktur der Wohnungslosenhilfe OÖ« von der Sozialabteilung des Landes Oberösterreich finanziell unterstützt.



ARGE TRÖDLERLADEN

- ▶▶ Wohnungsräumungen - Auftragsannahme
Mo. bis Fr. 8-10 Uhr, Tel. 66 51 30
- ▶▶ Verkauf und Dauerflohmärkte
Trödlerladen, Lager Goethestraße 93, Linz
Öffnungszeiten: Di und Do. 10-17 Uhr,
Tel. 66 51 30
- ▶▶ Raritäten und Schmuckstücke
im Geschäft in der Bischofsstraße 7
Öffnungszeiten: Di. bis Fr. 10-18 Uhr
Sa. 10-13 Uhr, Tel. 78 19 86

Kupfermuckn INFORMATION

Redaktionssitzung

Mittwoch, 13 Uhr, Marienstr. 11 in Linz
Wir sind gastfreundlich! Wer mitarbeiten will, kommt einfach vorbei! Aber nicht jeder kann sofort Redakteur werden. Erst nach einem Monat Mittun als Gast, kann eine Aufnahme in die Redaktion beantragt werden.

Kupfermuckn-Abo

Die Kupfermuckn ist eine Straßenzeitung und soll daher auch auf der Straße verkauft werden, damit die Straßenverkäufer und Straßenverkäuferinnen etwas davon haben. Wer keine Möglichkeit hat, die Kupfermuckn auf der Straße zu erwerben, kann ein Abo bestellen. Tel.: 0732/77 08 05-13 (Montag bis Freitag: 9-12 Uhr)

Die nächste Ausgabe

der Kupfermuckn gibt's ab 03. Juli 2017 bei Ihrem Kupfermuckn-Verkäufer.

Verkaufsausweis

Achten Sie bitte auf den aktuellen Verkaufsausweis: Blau/Schwarz mit Farbfoto und einer Bestätigung der Stadt Linz auf der Rückseite.

Obdachlosenratgeber Linz

Für Menschen in akuter Wohnungsnot hat die Straßenzeitung Kupfermuckn einen Falter mit vielen hilfreichen Adressen herausgegeben. Diesen und weitere Informationen finden Sie unter www.arge-obdachlose.at

Facebook und Kupfermucknarchiv

Die Kupfermuckn ist auch auf Facebook aktiv und 3.165 Freunde freuen sich über aktuelle Informationen unter <http://www.facebook.com/kupfermuckn>. Auf unserer Homepage »www.kupfermuckn.at« können Sie im Kupfermucknarchiv ältere Nummern herunterladen oder online nachlesen.

Spendenkonto

Kupfermuckn - Arge für Obdachlose, VKB Bank,
IBAN: AT461860000010635860
BIC: VKBLAT2L

BENEFIZ-FLOHMARKT



30 Jahre Arge Sie Frauenberatung



**Großer Flohmarkt in der Bischofstraße 7
Mi. 28. bis Fr. 30. Juni - jeweils 10 bis 18 Uhr
Schwerpunkt »Textilien und Bücher«**

Seit 30 Jahren finden wohnungslose Frauen Unterstützung durch Beratung und mobile Wohnbetreuung des Projektes Arge Sie des Vereines Arge für Obdachlose. Aus diesem Anlass findet in Kooperation mit dem Arge Trödlerladen ein großer Jubiläumsflohmarkt statt. Im Hof und im Durchgang zum Hof des Gebäudes Bischofstraße 7 wird eine Vielzahl günstiger Waren mit dem Schwerpunkt »Textilien und Bücher« angeboten. Der Erlös kommt Frauen in Wohnungsnot zugute. Wir freuen uns auf Ihr Kommen!